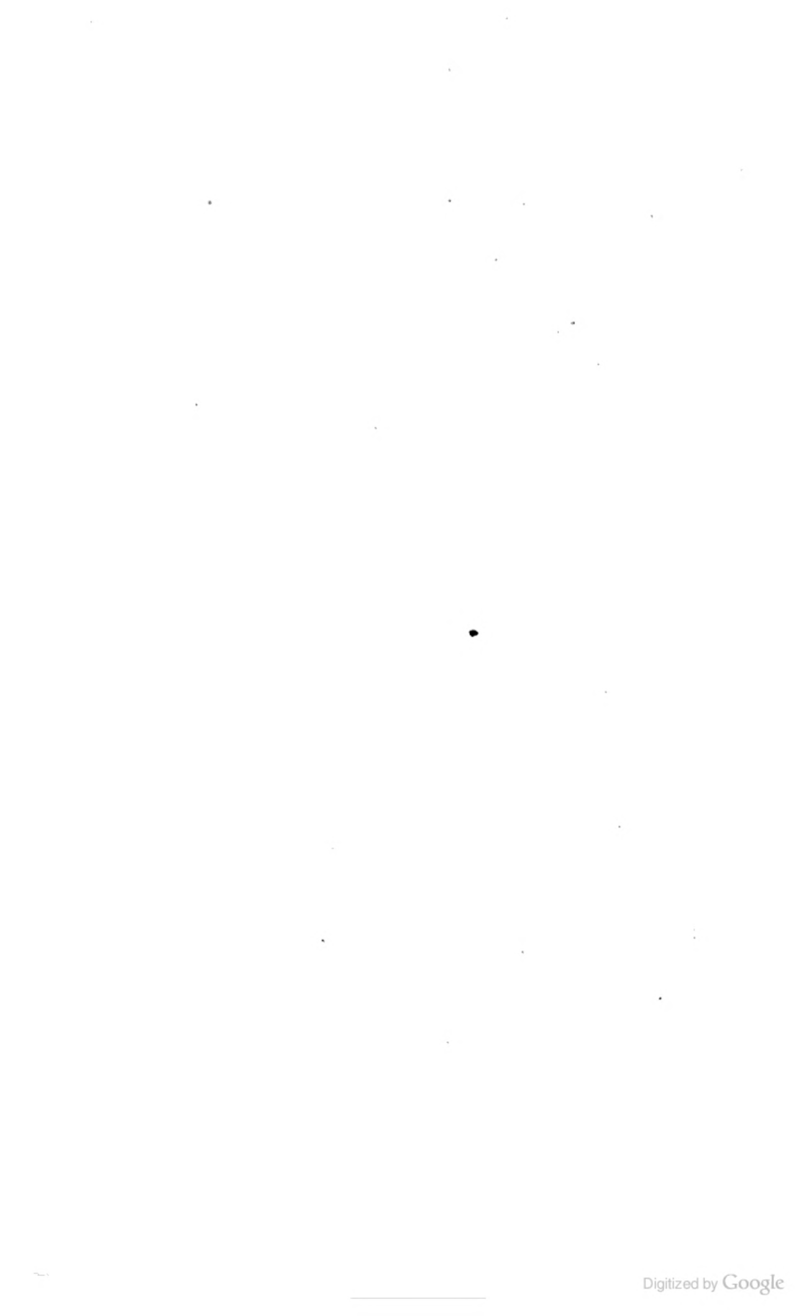
ERZÄHLUNGEN

Friedrich Bodenstedt




Cres
cat Sci
entia
Vita
Exco-
latur





Erzählungen

von

Friedrich Bodenstedt.

Zweiter Band.

Ernst Bleibtreu.



München, 1863.
Math. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.
(Joh. Pet. Himmer.)

Ernst Bleibtreu

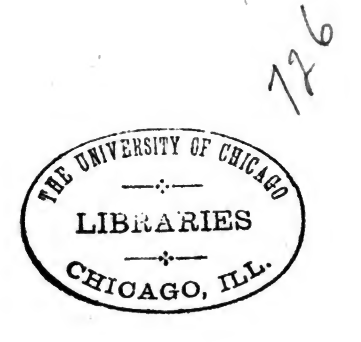
von

Friedrich Bodenstedt.





München, 1863.
Math. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.
(Joh. Pet. Himmer.)


THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Inhalt.

Statt der Vorrede.

Heimkehrend von einer längeren Studienreise, welche meine Thätigkeit sehr in Anspruch genommen, wollte ich zur Erholung acht bis vierzehn Tage darauf verwenden, einige Jugendfreunde zu besuchen, die ich seit langem aus dem Gesichte verloren hatte.

Mein Weg führte mich ein paarmal weitab von der großen Verkehrsstraße durch Gegenden, wo die traulichen Töne des Posthorns noch nicht vor dem Schnauben und Zischen der Dampfungeheuer verstummt sind, wo aber das dürftige Aussehn der Dörfer und Landstädte traurig kontrastirt mit der freundlichen Natur des an herrlichen Wäldern und Ruinen-tragenden Hügeln reichen Landes.

Mir waren diese Gegenden aus früheren Jahren wohlbekannt und manche liebe Erinnerung knüpfte sich

daran, aber die Dörfer, die Städte kamen mir jetzt wie zusammengeschrumpft vor, kümmerlicher als einst ihr Bild sich mir eingeprägt hatte. Und erst gar die Menschen! Keiner von meinen alten Bekannten war wieder zu erkennen, und ihre innere Veränderung erschien mir noch größer als die äußere.

Da war zunächst Dr. Stramm, den ich als einen der witzigsten, sprudelndsten und übermüthigsten Burschen verlassen und nun, kaum in der Mitte der Dreißiger, als einen mürrischen, für alles Höhere abgestumpften, verbauerten und versauerten Kreisarzt wiederfand, der am Tage seine Krankenbesuche in der Umgegend machte, Abends ein politisches Lokalblatt oder einen wüsten Roman las und regelmäßig schon vor neun Uhr mit einer thurmhohen Nachtmütze in's Bett kroch, blos um das Licht zu sparen, obgleich er sein Vermögen nach Hunderttausenden berechnete.

Wie anders war er in der Jugend! Das Lernen machte ihm viel Freude und so wenig Mühe, daß er, in der Klasse immer einer der Ersten, doch mehr als alle Andern Zeit zu ausgelassenen Streichen fand, der beste Fechter, Reiter und Schwimmer war und seinen Scharfsinn hauptsächlich darauf verwendete, dem in

der ganzen Umgegend wegen seines schmutzigen Geizes verrufenen Herrn Papa Geld abzupressen, um es möglichst schnell unter die Leute zu bringen.

Klein und unansehnlich von Wuchs, auf kurzem, über die schmalen Schultern kaum hinausreichenden Halse einen dicken, hellwolligen Kopf tragend, mit breitaufgeworfenen Lippen und impertinenter Stülpnase, machte er seine eigene Person zum Gegenstande so guter Witze, daß Andere selten wagten, ihm auf dieses Gebiet zu folgen, weil er die schlagfertigste Zunge von Allen hatte. Er schonte die Andern so wenig wie sich selbst, aber man durfte ihm nichts übel nehmen, da er auch nichts übel nahm. Ich glaube nicht, daß er jemals in inniger Herzensfreundschaft mit Jemanden gestanden, allein wegen seiner unverwüstlichen Heiterkeit war er Allen ein angenehmer Gesellschafter. Dabei gab seine drollige Persönlichkeit vielen seiner Anschläge einen komischen Anstrich, die, ausgeführt von Andern, abgeschmackt oder völlig wirkungslos erschienen sein würden.

Ich erinnere mich noch des komischen Aufsehens, das er erregte, als er zum erstenmal von der Universität während der Ferien zum Besuch nach Haus kam.

Absichtlich so zusammengekauert, daß er von zwerghafter Kleinheit erschien, angethan mit langbespornten, ungeheuern Postillonsstiefeln, in welchen die Beine ganz versteckt waren, die er so hielt, daß es den Eindruck machte, als ob der Kopf unmittelbar auf den Knieen säße, ließ er sich durch einen baumlangen täppischen und schauerlich dumm aussehenden Bauernburschen auf einem Schubkarren durch die Straßen seiner kleinen Vaterstadt fahren, einer riesigen, mit rothen Troddeln verzierten Pfeife fabelhafte Rauchwolken entlockend.

Alle Blicke aus den schnell geöffneten Fenstern nach sich ziehend, umgeben von der jubelnden Stadtjugend, kam er vor dem Hause seines dicken, gestrengen Vaters an, der erst ein böses Gesicht zu machen versuchte, aber bald von dem urnärrischen Anblick überwältigt, in ein Gelächter ausbrach, daß ihm der Bauch nur so wackelte und das von Natur schon hinlänglich rothe Gesicht förmlich in Feuer aufzulodern drohte.

Der muntere „Fuchs“ hatte seinen Zweck erreicht; der Vater war ernsthaft böse gewesen über die unerhörten Schulden, die das Söhnchen auf der Universität gemacht; dieses fürchtete die Zornausbrüche des geizigen,

unfeinen Vaters, aber nach einem so herzhaften Gelächter ist es schwer noch zornig zu sein, und für dieses Mal wurde verziehen, bezahlt und vergessen.

Als im folgenden Jahre die Schulden wieder erstaunlich schnell angewachsen waren und alle Bitten, das harte, väterliche Geldherz zu rühren, unerhört blieben, kam der Herr Sohn gar nicht in den Ferien nach Hause. Die Mutter jammerte, der Vater fluchte, zog bei den andern heimgekommenen Studenten Erkundigungen ein und erfuhr zu seinem Entsetzen, daß sein Sohn, gezwungen aus Mangel an Subsistenzmitteln Göttingen zu verlassen, sich in der Nachbarschaft als Postillon verdungen habe, um sein kümmerliches Dasein zu fristen.

Das war dem alten, geldstolzen Manne doch zuviel! Hatte er deßhalb so große Summen aufgewendet, so viele sorgenvolle Tage und schlaflose Nächte gehabt, um seinen einzigen Erben zur Führung alter Postwagen ausbilden zu lassen? Er mußte sich selbst gestehen: außer seiner Verschwendungs- und Vergnügungssucht konnte dem flotten Burschen nichts vorgeworfen werden, der als Gymnasiast immer die besten Zeugnisse aufzuweisen gehabt und auch auf der Uni-

versität der Liebling seiner Lehrer war. Darum entschloß sich der Vater bald, lieber noch einmal tief in die Geldkiste zu greifen, als den übermüthigen Sprößling kurz vor dem Ende seiner akademischen Laufbahn verkommen zu lassen.

Er bestellte Extrapost und zwei Studenten erboten sich ihn zu begleiten, um den verlorenen Sohn suchen zu helfen. In Göttingen wurde Rast gemacht und in der Wohnung des Verschwundenen die Thatsache festgestellt, daß man den jungen Herrn seit acht Tagen vermisse, ohne irgendwelche Kunde von ihm zu haben. Er sei fortgegangen, angeblich, um eine Wanderung durch den Harz zu machen, ohne weiter von sich hören zu lassen.

Die Nacht brach finster herein, Gewitter zogen am Himmel auf, an Weiterfahren war nicht zu denken und so entschloß man sich, bis zum folgenden Morgen im Gasthause zur Krone zu bleiben. Der alte Mann war so aufgeregt, daß er weder essen noch trinken mochte; desto besser ließen sich's die beiden Studenten auf seine Rechnung schmecken, die in Gesellschaft des lustigen Kronenwirths, der noch keinem Studenten einen Spaß verdorben und selbst schlechten Zahlern

guten Wein vorsetzt, bis tief in die Nacht hinein schwelgten und dann höchst sorglos einschliefen, nachdem sie sichere Anstalt getroffen, ihren jungen Freund von dem, was ihm, sobald man ihn finde, bevorstehe, in Kenntniß zu setzen.

Am folgenden Morgen war das suchende Kleeblatt kaum eine Stunde weit gefahren, (aber diesmal nicht mit Extrapost; man hatte einen Wagen aus der Krone genommen), als ihnen eine Postkutsche entgegenrasselte, auf deren Bocke, in rother Postillonsjacke mit Posthorn und breitkrempigem Hute, kein Anderer saß, als der verlorene Sohn, der beim Ausweichen den Pferden so stallkundige Töne zuschnalzte und Peitsche und Zügel so sicher führte, als ob er nie etwas Anderes gethan hätte. Nur die Jacke hing ihm etwas zu weitläufig über den schmalen Schultern, während der nach hinten gedrückte Hut für den dicken, wolligen Kopf augenscheinlich zu klein war.

„Halt!" rief der Vater dem kutschirenden Delinquenten zu, den er auf den ersten Blick erkannt haben würde, auch wenn die Studenten, von denen einer auf dem Bocke saß, ihn nicht signalisirt hätten.

Das Wiedersehn bot eine komisch-rührende Scene.

Der gelehrte Postillon hörte mit niedergeschlagenen Augen die sich kaskadenartig überstürzenden Vorwürfe des zürnenden Vaters ruhig an, dem, als er sich ausgetobt hatte, nichts übrig blieb, als dem scheinbar Reumüthigen die Hand zur Versöhnung zu reichen, welche in Gesellschaft der beiden Studenten Mittags in der Krone zu Göttingen festlich besiegelt wurde, nachdem die Postillonskomödie regelrecht ausgespielt war, ohne daß der Vater dahintergekommen, daß es nichts als eine Komödie gewesen, die der Sohn im Einverständniß mit den beiden Studenten gespielt.

Die übermüthige Laune und die muntern Streiche des jungen Mediziners dauerten noch fort als er schon längst die Universität verlassen hatte und hörten erst auf beim Tode des Vaters. Nicht daß der Schmerz darüber ein so außerordentlich tiefer gewesen wäre, um die plötzliche Sinnesänderung zu bewirken; diese fiel zusammen mit der reichen Erbschaft die er nun anzutreten und zu verwalten hatte.

Von dem Tage an, wo er sich im vollen Besitz des großen väterlichen Vermögens befand, war er wie umgewandelt und der Geiz des Vaters wurde fortan vom Geize des Sohnes noch übertroffen.

Dieser junge Mann, der das Geld mit verschwenderischer Hand ausstreuete, solange er seinen ganzen Scharfsinn aufbieten mußte um es seinem Vater durch allerlei listige Anschläge abzulocken, wurde nun, da er über ein für seine Verhältnisse ungeheueres Kapital frei verfügen konnte, der kleinlichste Geldkrämer und engherzigste Philister, der jeden Pfennig dreimal in der Hand umkehrte, ehe er sich entschließen konnte ihn auszugeben. Er, der seit Jahren keinen Abend ohne lustige Gesellschaft hatte zubringen können, mied jetzt alle Gesellschaft, aus Furcht vor Ausgaben, und wurde so geizig, daß er selbst dem armen Gaule, der ihn täglich meilenweit umher zu seinen Patienten tragen mußte, das Futter in der Krippe nicht gönnte. Mißtrauisch witterte er überall Betrug, wechselte fünfmal in einem Jahre die Köchin, weil ihm jede zu verschwenderisch schien, bald zuviel Licht, bald zuviel Holz verbrauchte, und als er endlich eine gefunden hatte, die ihm ganz zusagte, heirathete er sie, um sich ihres Besitzes auf immer zu versichern.

Es schien, als ob auf dem Gelde, welches der Großvater durch Wucher erworben hatte, ein Fluch ruhete. Natürlich war in dem Hause dieses Jugend-

bekannten meines Bleibens nicht lange; ich zog noch an demselbigen Tage weiter, um in der benachbarten Stadt einen anderen Jugendfreund aufzusuchen, von dem man mir sagte, daß er dort als Advokat in guten Verhältnissen lebe.

Dieser war als Knabe ein verzärteltes Muttersöhnchen gewesen, auf Schule und Universität nüchtern, sparsam und fleißig, ohne besondere Anlagen. Die Studenten nannten ihn die „Bohnenstange," sehr bezeichnend für seinen langen, schmalen Wuchs, der durch die zierlichen Stiefeln und die engen Beinkleider, welche er trug, noch sehr gehoben wurde.

Ich fand ihn nach zwölfjähriger Trennung so verändert, daß ich ihn kaum wiedererkannte. Er hatte einen Anflug von Wohlbeleibtheit gewonnen, trug sein seidenes, kastanienbraunes Haar künstlich gekräuselt, dem schmalen Gesicht war durch einen mächtigen, sorgfältig nach englischer Art zugeschnittenen Backenbart Ausdehnung gegeben und der ganze Mensch schien nach Kleidung und Haltung in einen Engländer umgewandelt.

Er war während der großen Industrieausstellung in London gewesen und fand seit der Zeit nichts mehr

löblich und beachtungswerth auf Erden, was nicht einen englischen Anstrich trug. Seine Wohnung, Lebensweise und Kleidung war auf das Aengstlichste nach englischem Muster eingerichtet und es war das höchste Ziel seines Ehrgeizes, auf einer Badereise, die er alljährlich zu machen pflegte, von Lohnbedienten und Aufwärtern für einen wirklichen Engländer gehalten zu werden.

Sein wechselvolles Orakel in der Politik war die Times, außerhalb welcher keine berechtigte Meinung für ihn existirte. Er hielt sich ein Reitpferd und einen Jockey und sein Hauptumgang bestand aus einem alten Käpitain auf Halbsold, der weiland unter Wellington gedient hatte, und ein paar versoffenen Landjunkern, mit welchen er allabendlich spielte und denen er in den Pausen fabelhafte Geschichten von dem großen Epsom-Rennen erzählte. Mit den bürgerlichen Bewohnern der Stadt vermied er, obwohl selbst aus einer kleinbürgerlichen Familie stammend, streng jede Annäherung die über den geschäftlichen Verkehr hinausging.

Ich hatte auch an diesem närrischen Menschenexemplar bald genug und suchte einen dritten Bekannten

auf, der in einem wenige Stunden entlegenen Dorfe als Pfarrer lebte, mit einem sehr dürftigen Gehalt. Er war ebenfalls schwer wiederzuerkennen, so sehr hatten Kummer und Sorgen seinen Geist verödet und seinen Körper entstellt. Früher eine enthusiastische, für alles Hohe und Schöne begeisterte Natur, war er durch achtzehnjähriges Warten auf eine amtliche Versorgung und durch den täglichen Kampf um das tägliche Brod so aufgerieben, daß er eigentlich für Nichts mehr Sinn hatte, als was mit des Lebens Nothdurft und Nahrung zusammenhing. Fünfzehn Jahre verlobt — gerade so lange als er vom Minister mit Versprechungen einer Anstellung hingehalten wurde — war ihm wie seiner Braut die Frische des Geistes und der Jugend, der Blüthenstaub der Liebe längst abgestreift, als sie endlich zusammenkamen. Ich sah sie im ersten Jahre ihrer Ehe und sie machten mir den Eindruck von Leuten, die ihre silberne Hochzeit bereits hinter sich haben.

Ihr Beisammensein bot viel Komisches; aber wer kann recht lachen, wenn der Hintergrund des Bildes ein so dunkler ist! Sie war ein zum Wegblasen kleines, schmächtiges Frauchen mit gezierten Zärtlich-

keitsausdrücken und verschämten Manieren, die einen etwas verspäteten Eindruck machten. Ihr „Fränzchen" dagegen war eine wahre Hünengestalt, mit sehr großen Händen und Füßen, etwas täppisch und unbeholfen in seinen Bewegungen, aber durch seinen weichen, seelenguten Gesichtsausdruck sogleich Zutrauen erweckend. Doch geistig lebte er nicht mehr fort, er vegetirte nur noch . . .

Es blieb mir noch ein vierter Besuch zu machen übrig, vor welchem ich mich am meisten fürchtete, weil mir mehr daran lag als an den andern und ich unglücklich gewesen sein würde, auch bei diesem denselben geistigen Stillstand oder Rückschritt zu finden, wie bei jenen. Ich hatte diesen Besuch bis zuletzt verschoben, um ihm möglichst viel Zeit widmen zu können. Hätte ich damit angefangen, so würde ich — im günstigen wie im ungünstigen Falle — zu den andern gar nicht gekommen sein, denn im erstern Falle hätte ich mich nicht sobald von meinem Freunde trennen können und im letztern Falle wäre ich gar nicht mehr in der Stimmung gewesen, die Andern zu sehen, im Voraus die Verkommenheit der Kleineren nach derjenigen des Größeren bemessend.

Von diesem Größeren werde ich ausführlicher zu berichten haben; er wird der eigentliche Held meiner Erzählung sein, dem Jene nur als flüchtige Vorläufer dienen.

Sie sind jetzt — mit alleiniger Ausnahme des englisirten Advokaten — alle schon todt, gestorben, ehe sie recht angefangen hatten zu leben.

Es giebt Menschen, die — vom Zufall gehoben — viel Geräusch in der Welt machen, ein glänzendes Leben führen und doch Denen, die sie näher kennen lernen, erschreckend nichtig und klein vorkommen; es giebt Andere, die ganz unbemerkt über die Bühne der großen Welt gehen, während sie allen Näherstehenden durch Wissen und Können zum Höchsten berufen scheinen. Zu dieser letztern Gattung gehörte mein Freund Ernst, dessen wenig glänzenden Lebensgang ich hier, soviel davon zu meiner Kunde gekommen, im Zusammenhange erzählen will.

Ernst Bleibtreu.

Erstes Kapitel.

Kleinstädterleben. — Frühe Sorgen und Kümmernisse.

Ernst Bleibtreu war der Sohn unbemittelter, durch widerwärtige Schicksale heruntergekommener Eltern. Zwölf Jahre lang hatte sein trefflicher Vater die Administration der großen gräflich Rauheim'schen Güter geführt, als er in Folge eines Augenleidens, das er sich durch eine Erkältung im Dienst zugezogen, völlig erblindete und seinen Posten aufgeben mußte.

Man hatte einst die tief verschuldeten und verwahrlosten Güter seiner bewährten Verwaltung anvertraut, weil man in ihm den rechten Mann erkannte sie zu heben; auch rechtfertigte er die in ihn gesetzten Hoffnungen auf das Glänzendste, da er nicht nur ein äußerst gewissenhafter, sondern auch ein sehr unterrichteter Mann war, unablässig bemüht mit der Wissen=

schaft gleichen Schritt zu halten und ihre Entdeckungen nach Kräften nutzbar zu machen. Binnen acht Jahren waren alle auf den Gütern lastenden Schulden getilgt und gegen das Ende seiner Amtsführung die Einkünfte vom Ertrag des Bodens fast um die Hälfte gestiegen.

Für sich selbst hatte er dagegen, trotz aller Sparsamkeit, so wenig erübrigen können, daß er ohne das kleine, ihm von seiner Frau zugebrachte Vermögen, jetzt bei seiner Erblindung der baaren Noth anheimgefallen wäre, denn die Absicht des Gutsherrn, dem Manne dem er soviel verdankte, eine lebenslängliche Pension auszusetzen, wurde durch die gestrenge Gräfin, die das Regiment im Hause führte, vereitelt.

Solche Leute, meinte sie, wüßten schon für sich selbst zu sorgen und es sei eine Verschwendung, mehr für sie thun als der Kontrakt vorschreibe.

„Aber er hat eine Frau und vier Kinder, und ist blind!“ warf der Graf ein.

„Warum heirathen solche Leute?“ entgegnete die Gräfin spitz. „Wer Kinder in die Welt setzt, mag auch sehen wie er sie durchbringt. Seine Erblindung ist freilich ein Unglück für ihn, allein wer kann dafür? Wir hätten viel zu thun, wenn wir uns aller blinden

Leute in der Welt annehmen wollten. Unsere nächste Pflicht ist, für unsere eigenen Kinder zu sorgen."

„Du darfst nicht vergessen, meine Liebe, daß wir ihm viel, viel zu verdanken haben; er hat die Güter durch seine Verwaltung in einer Weise gehoben, daß ich es kaum für möglich gehalten hätte."

„Daß Du es kaum für möglich gehalten hättest! Du bist allerdings ein großer Kenner in solchen Dingen, ein musterhafter Landwirth; darum hat man Dich auch sechs Jahre lang unter Curatel gestellt, weil Du so trefflich mit deinem Vermögen zu wirthschaften wußtest. Erst durch mich ist wieder Ordnung in's Haus gekommen und die meisten Verdienste die Du deinem Herrn Bleibtreu zuschreibst, gebühren mir. Nur aus Rücksicht auf seine Familie habe ich ihn so lange in seiner Stelle gelassen, die gar nicht wieder besetzt zu werden braucht, denn ich bin fest entschlossen, die Führung der Geschäfte selbst zu übernehmen, um Dir zu zeigen, was aus den Gütern zu machen ist, wenn man sich in der Verwaltung nicht auf fremde Leute zu verlassen braucht, die doch immer mehr an ihren eigenen Nutzen, als an den der Herrschaft denken."

So ging das noch eine gute Weile fort, und der Graf, ein schwacher, unselbständiger Mann, fand es für gut zu schweigen, im Voraus wissend, daß er seinen Willen doch nicht würde durchsetzen können. Er suchte sich durch den Gedanken zu beruhigen, das Rechte und Gute wenigstens gewollt zu haben.

Der arme, erblindete Bleibtreu aber nahm für seine langjährige, treue und aufopfernde Thätigkeit nichts mit fort, als das Bewußtsein treuerfüllter Pflicht. Er ließ sich in einem benachbarten Städtchen nieder, wo die nächsten Anverwandten seiner Frau wohnten und ging der dunklen Zukunft entgegen mit der Ruhe eines gottergebenen, charakterfesten Mannes.

Der kleine Ernst war damals sechs Jahre alt, ein frischer, geweckter Junge, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er seine Kindheit, die bis dahin eine ungetrübte gewesen, auf dem Lande zugebracht hatte. Es kam ihm schwer an, sich in der Stadt einzugewöhnen, wo die kleine, niedrige Wohnung und die engen Straßen ihn beängstigten, als droheten sie über ihm zusammenzubrechen. Wenn er sich früher auf Feld und Wiese, unter Gottes freiem Himmel müde getummelt hatte und Mittags oder Abends zum Essen

nach Haus kam, fand er lauter fröhliche Gesichter um den Tisch versammelt, der immer einfach, aber reichlich besetzt war.

Wie so ganz anders erschien ihm jetzt Alles! Der blinde, vor Kurzem noch so rüstige Vater, dessen volles, dunkles Haar binnen wenigen Wochen völlig ergraut war, im Lehnstuhle vor sich hinbrütend, die Mutter mit verweinten Augen in Küche oder Stube beschäftigt, die drei Schwestern, von denen die älteste erst acht Jahre zählte, ängstlich in einer Ecke zusammengekauert, um kein Geräusch zu machen und nichts umzustoßen, was fast jedesmal geschah, wenn die angeborene Munterkeit einmal wieder durchbrach und sie sich frei in dem engen Stübchen bewegten, wo auf einem Tischchen und einer kleinen Etagère allerlei Nippsächelchen zierlich, aber unsicher aufgestellt waren — das war das gewöhnliche Bild, welches sich unserm Ernst bot, wenn er von draußen heimkehrte. Das Essen wurde immer so schnell als möglich abgemacht und fiel meist kärglich aus. Die traulichen Unterhaltungen, die ehedem das Mahl zu würzen pflegten, hatten aufgehört; statt dessen wurden oft allerlei Klagen und Befürchtungen laut. Wie sehr sich der Vater

auch zusammennahm in Gegenwart der Kinder: es entschlüpften ihm doch zuweilen bittere Worte, die besonders dem feinfühligen Ernst durch's Herz schnitten, daß ihm die Thränen unwillkürlich aus den Augen quollen.

Der arme Junge wußte nicht wohin mit sich und seiner Lebhaftigkeit, an welcher früher Alle ihre Freude hatten, während sie ihm jetzt — besonders von den Frau Basen und Nachbarinnen die öfters zum Besuch kamen — als eine Sünde angerechnet wurde. Je mehr er sich zwang, ruhig und gesetzt zu sein, desto gewaltsamer brach zuweilen die unterdrückte Glut durch und äußerte sich dann nicht immer auf die erbaulichste Weise, wozu meistens die Neckereien der Nachbarskinder über Alles, wodurch er sich zu seinem Vortheil von ihnen unterschied, Veranlassung gaben.

Ueber ein Jahr verging, ehe man sich in der Stadt einigermassen heimisch fühlte und es dem von Jugend auf an ein frisches, bewegtes Leben gewöhnten Vater gelang, den Zustand äußerer Unthätigkeit, in welchem er jetzt seine Tage verbringen mußte, geduldig zu ertragen.

Auch der kleine Ernst wurde ruhiger und mehr in

sich gekehrt. Der schneidende Kontrast zwischen den beengenden Verhältnissen der Stadt und seinem früheren ungebundenen Leben foderte sein Nachdenken heraus; er gewöhnte sich daran, ja, es wurde ihm förmlich ein Bedürfniß, über Alles was ihm Ungewöhnliches, Befremdliches aufstieß, zu grübeln, vielleicht mehr als in solchem Alter gut ist.

Sein Vater beschäftigte sich viel mit ihm und der wißbegierige, empfängliche Knabe lernte solchergestalt früh, ohne Schulzwang, eine Menge Dinge, die ihm willkommenen Stoff zu neuem Nachdenken boten.

Mit größter Zärtlichkeit hing er an seiner Mutter, deren Liebling er war und die ihn wie ihren Augapfel hütete; doch lag in seiner Zärtlichkeit etwas Schämiges; es war ihm unmöglich sie vor fremden Leuten zu zeigen. Die fromme Mutter las ihm täglich ein halbes Stündchen passende, für sein Verständniß berechnete Geschichten aus der Bibel oder der biblischen Geschichte vor, die er immer mit andächtigem Eifer anhörte, sie dabei häufig durch überraschende Fragen unterbrechend, deren Beantwortung sie zuweilen in nicht geringe Verlegenheit setzte.

Sie pflegte dann wohl zu sagen: das verstehst du

noch nicht, mein lieber Junge, aber du wirst es verstehen wenn du größer bist! Und dann fuhr sie ihm mit der Hand durch sein langes, schönes Lockenhaar, küßte ihn und preßte ihn fest an ihre halb vor Verlegenheit, halb vor seliger Mutterfreude klopfende Brust.

Sie war eine feine, weiche, liebenswürdige Natur, die mit einem heitern Sinne ein strenges Pflichtgefühl verband und, ohne gerade tiefere, zusammenhängende Kenntnisse zu besitzen, doch an Bildung die meisten Frauen ihres Standes weit überragte.

Von Jugend auf an Häuslichkeit gewöhnt und besonders seit ihrer Verheirathung den geselligen Zerstreuungen fremd geblieben, da sich auf dem Lande nur selten Gelegenheit dazu bot, war ihre liebste Erholung die Musik; sie zählte es deßhalb zu ihren schwersten Entbehrungen, in ihrer jetzigen gedrückten Lage kein Instrument haben zu können, denn Alles, was nicht unbedingt zu des Lebens Nothdurft gehörte, hatte bei der Uebersiedelung in die Stadt verkauft werden müssen. Im Lauf der Zeit gewöhnte sie sich daran, mit ihrer einschmeichelnden, silberhellen Stimme ohne Begleitung zu singen, und die Stunden wo sie das that, wurden dem Vater wie den Kindern, die

ihr immer andächtig zuhörten, zu gesegneten. Besonders Ernst kannte keine größere Freude, als seine liebe Mutter singen zu hören.

Eine langwierige Krankheit fesselte den armen Jungen, als er eben den achten Geburtstag begangen hatte, Monate lang an's Bett und drohete in ihrem gefährlichen Verlaufe seiner Munterkeit ganz den Garaus zu machen. Da war es denn immer das größte Labsal für den langsam Genesenden, wenn die Mutter an seinem Bette saß und ihm einige seiner Lieblingslieder vorsummte, und er konnte bei seiner reizbaren Natur ganz außer sich gerathen, wenn sie im Singen durch den Besuch irgend einer Frau Base oder Nachbarin gestört wurde, was häufig genug vorkam. Denn wo es zu beklagen, zu trösten und zu bemitleiden giebt, finden sich die Menschen absonderlich gern ein. Und was bei solchen Gelegenheiten gesprochen wird, kann selbst ein Kind, wenn es einigermaßen geweckten Geistes ist, ungeduldig machen. Ernst wußte beim Eintreten jeder Besucherin immer ganz genau voraus, was sie zu sagen hatte. Die Eine machte ihren Gefühlen regelmäßig durch die Worte Luft: „Ja, ja, Frau Nachbarin, so geht's! Ich kenne das!" während

die Andere jede Krankheitserscheinung mit Kennermiene „als ein wahres Glück“ erklärte.

Hatte sich eines von den Kindern den Fuß verstaucht, so war es „ein wahres Glück, daß es nicht das Bein gebrochen!“ Bildete sich ein Ausschlag auf dem Kopfe, oder ein Geschwür auf dem Rücken, so war es „ein wahres Glück, daß es endlich herausgekommen!“

Auch die Unterhaltung der „Honoratioren“ des Ortes, welche, in Folge früherer Bekanntschaft, sich herablassend genug zeigten, der Familie hin und wieder einen Besuch zu machen, war nicht viel erbaulicher. Der erste Beamte, ein alter Herr, dessen Mangel an Verstand und Bildung nicht verhinderte, daß sich Alle seinen Umgang zur höchsten Ehre schätzten, da er einen altadligen Namen trug, pflegte Ernst's Vater mit den Worten zu trösten: „Ja, ja, lieber Bleibtreu, Blindheit ist ein großes Unglück! Ich hielt's nicht aus; ich hätte mich längst umgebracht in Ihrer Lage!“

Es war nach wiederholtem Anhören solcher Worte, daß der kleine Ernst seine Mutter einmal fragte: „Mama, *müssen* alle großen Leute dumm sein?“ Und dabei sah er sie so treuherzig an mit seinen

großen, klugen Augen, daß es ihr schwer ward zu erwidern: „Wie kannst du nur so alberne Fragen thun, mein Kind? Was würde der Vater sagen, wenn er das hörte! Hast du schon was Dummes von ihm und mir gesehen oder gehört?“

An seine Eltern, die er über Alles liebte und ehrte, hatte der vorlaute, arme Schelm natürlich bei seiner Frage nicht gedacht und es ward ihm nicht schwer, der guten Mutter das klar zu machen. Er hatte nur gemeint, daß er lieber klein bleiben wolle, wenn die Dummheit mit dem Körper wachsen müsse . . .

Nach seiner Genesung hielt man es für die höchste Zeit ihn in die Schule zu schicken, wo der wißbegierige Knabe, der zu Hause längst mehr gelernt hatte, als in den unteren Klassen gelehrt zu werden pflegt, bald alle seine Mitschüler überflügelte und durch sein offe- nes, treuherziges Wesen die ganze Liebe des Lehrers gewann. Die Stadt hatte kein Gymnasium, sondern nur eine einfache Bürgerschule; der Lehrer, Ernst's außergewöhnliche Anlagen bemerkend, hielt es für seine Pflicht den Vater aufmerksam zu machen, seinem Sohne auch Unterricht im Griechischen und Lateinischen geben zu lassen, um ihn bei Zeiten für einen wissen-

schaftlichen Beruf vorzubereiten. Ein junger Kandidat der Theologie, der gute Kenntnisse in den alten Sprachen hatte, fand sich bereit, Unterricht darin zu ertheilen. Er nahm die Sache sehr gewissenhaft, bekam bald mehrere Schüler, die unter seiner trefflichen Leitung alle gute Fortschritte machten, ohne jedoch Ernst gleichzukommen, der, weniger aus Liebe zu den alten Sprachen, als um dem Lehrer und seinen Eltern Freude zu bereiten, den größten Fleiß und Eifer entwickelte.

Es lag ihm gar nicht daran, vor seinen Mitschülern zu glänzen; im Gegentheil half er den schwächern bei ihren Arbeiten so gut er konnte und gewann dafür an ihnen gute Gesellen für seine Spielstunden, in denen er sich nach Herzenslust austobte.

So verlebte er vier glückliche Jahre, als ein unerwartetes Ereigniß eintrat, das seinem Leben eine neue, minder glückliche Wendung geben sollte. Der Unterricht in den alten Sprachen mußte plötzlich aufhören, da der geliebte Lehrer die Stadt verließ um eine Stelle als Pfarrer anzutreten. Er trennte sich eben so schwer von seinen Schülern, wie diese von ihm. Ernst's Schmerz war unbeschreiblich.

Die Schüler zerstreuten sich; einige kamen auf das

Gymnasium der Hauptstadt; andere, denen Mittel und Neigung zum Weiterstudiren fehlten, widmeten sich dem Geschäftsleben; der noch nicht dreizehnjährige Ernst blieb allein zurück.

Nun geschah es, daß sein Vater, der in letzter Zeit aus den Zeitungen die sein ältestes Töchterchen ihm täglich vorlesen mußte, von verschiedenen glücklichen Augenoperationen vernommen hatte, welche ein berühmter Arzt in Berlin ausgeführt, auf den Gedanken kam, sich ebenfalls operiren zu lassen, obgleich Sachkundige ihm sagten, daß bei der eigenen Natur seines Uebels wenig Hoffnung auf einen guten Erfolg vorhanden sei.

Wenig Hoffnung — sagte er — ist besser als gar keine; schlimmer als es jetzt ist, kann es nicht werden, darum will ich dem Glücke einmal die Hand reichen; vielleicht hilft es mir und ich kann wieder ein thätiger, nützlicher Mensch und die Stütze meiner Familie werden.

Nachdem der Entschluß einmal gefaßt war, sollte er auch so schnell als möglich ausgeführt werden. Zu diesem Zwecke mußte man aber das kleine Kapital angreifen, von dessen Ertrage die Familie lebte. Ein schwerer Schritt; doch er wurde gethan.

Allein konnte der blinde Mann nicht nach Berlin reisen; es verstand sich von selbst, daß seine Frau ihn begleitete; aber diese konnte ihre Kinder weder ohne Aufsicht zurücklassen, noch sie, der unerschwinglichen Kosten wegen, auf die weite Reise mitnehmen.

Eine Verwandte des Hauses erbot sich, zwei der Mädchen zu sich zu nehmen; mehr konnte sie nicht unterbringen, blieb noch das jüngste Töchterchen und Ernst übrig. „Kommt Zeit, kommt Rath!“ sagte der Vater; „in vier Wochen reisen wir ab, und bis dahin wird sich wohl auch ein Unterkommen für Emma und Ernst gefunden haben. Im schlimmsten Falle nehmen wir beide mit uns.“

Die nachgiebige Mutter schwieg, beklommenen Herzens.

Zweites Kapitel.

Das Grafenschloss und seine Bewohner. — Erfreuliche Aussichten für Ernst.

So standen die Dinge im Bleibtreu'schen Hause, als sich auf dem Schlosse des Grafen Rauheim Folgendes zutrug.

Der Graf war eben von einem längeren Morgenritte heimgekehrt, auf welchem ihn im freien Felde ein Gewitter überrascht und bis auf die Haut durchnäßt hatte, weßhalb er es für nöthig befunden sich umzukleiden. So lag er nun, behäbig in einen braunsammetnen Schlafrock gehüllt, eine lange türkische Pfeife rauchend und den würzigen Heu- und Blumenduft einathmend, der aus Wiese und Garten nach dem erfrischenden Gewitter mit doppelter Macht aufstieg, im offenen Fenster, als plötzlich seine Gemahlin eintrat und ihn mit der scharfen Frage aus seinen angenehmen Betrachtungen aufstörte: „Ist man endlich einmal

so glücklich, Dich zu treffen? Schon dreimal bin ich heute Morgen bei Dir gewesen, aber wenn ich mit Dir etwas Wichtiges zu besprechen habe, bist Du nie zu finden."

„Aber, liebes Kind," entgegnete er, „Du kannst doch nicht verlangen, daß ich den ganzen Tag hier wie ein Bedienter auf Deine Befehle warte! Hätte ich bei Zeiten gewußt, daß Du mir etwas Wichtiges zu sagen hast, so würde ich zu Haus geblieben sein."

„So würdest Du zu Haus geblieben sein?" fragte sie, die lange, hagere Gestalt noch länger streckend, die gewöhnlich halb zugekniffenen Augen aufreißend und mit den feinen Nasenflügeln höhnisch zuckend.

Es beschlich ihn eine Furcht, daß sie wisse oder ahne wo er gewesen, und er hielt es für klug freundlich einzulenken, um weiteren Erörterungen vorzubeugen. Sein Spazierritt hatte ihn nämlich nicht blos in's Blaue hinausgeführt, sondern ein bestimmtes greifbares Ziel gehabt, in Gestalt einer kleinen, pikanten französischen Bonne, die eine Zeitlang bei der kleinen Comteß Ida gewesen, aber von seiner Gemahlin entfernt wurde, weil diese bemerkt zu haben glaubte, daß die muntere Französin dem Grafen zu

freundliche Blicke zuwerfe, welche dieser nicht unerwidert lasse.

In Wirklichkeit war das Verhältniß des Grafen zu der Bonne seines Töchterchens ein ganz unschuldiges gewesen, so lange sie bei ihm in Dienst stand. Als sie aber plötzlich von seiner Gemahlin entlassen wurde, ohne daß man ihn vorher davon benachrichtigt, glaubte er, in der festen Ueberzeugung, es sei ihr schweres Unrecht geschehen, weiter für sie sorgen zu müssen. Er brachte sie heimlich bei einer alten Wittwe auf einem benachbarten Dorfe unter, wo er sie öfters zu besuchen pflegte. Wie weit seine Sorge für sie ihn dort nun bei ihr geführt hatte, mußte er selbst am besten wissen; es genüge hier zu bemerken, daß er sich in diesem Punkte, seiner Gemahlin gegenüber, nicht ganz sicher fühlte.

„Was hast Du mir denn Wichtiges mitzutheilen, meine Liebe?“ fragte er ziemlich kleinlaut, abwechselnd seinen gewichsten, fuchsigen Schnurrbart drehend und dazwischen mit rascher Wendung des Kopfes dicke Wolken Rauches zum Fenster hinausblasend, theils um seine Verlegenheit zu verbergen, theils um seiner vor ihm stehenden Gemahlin nicht in's Gesicht zu dampfen.

„Ich muß einmal ein ernstes Wort über unsern Arthur mit Dir reden; der Knabe wird nun bald vierzehn Jahre alt und ist im Lernen noch soweit zurück, daß man sich seiner schämen muß. Alle meine Ermahnungen fruchten nichts; es muß etwas Durchgreifendes geschehen, wenn er nicht ganz verwildern soll."

Als der Graf merkte, daß es sich blos um Erziehungsangelegenheiten handelte, wuchs ihm der Muth wieder. Seine Gemahlin hatte sich in einen Lehnsessel niedergelassen, während er mit großen Schritten das Zimmer durchmaß, den Dampf seiner Pfeife jetzt rücksichtslos vor sich hinblasend.

„Warum bist Du mir nicht gefolgt, als ich Dir rieth, Arthur in die Hauptstadt auf's Gymnasium zu schicken? Ein Knabe bedarf des aneifernden Beispiels wenn etwas aus ihm werden soll."

„Ich will mein Kind unter meinen Augen und im Bewußtsein seines Standes erziehen; ich wünsche nicht, daß Arthur unter den Söhnen des Bürgerstandes und Pöbels aufwachse; versäumtes Lernen läßt sich nachholen, allein gute Sitten erwirbt man sich nur in früher Jugend. Das war und bleibt mein leitender Grundsatz."

„Ich glaube nicht, meine Liebe, daß auf einem guten Gymnasium die Sitten der Kinder verdorben werden; viele unserer tüchtigsten Männer sind aus solchen Anstalten hervorgegangen."

„Und kurz und gut, ich sage Dir, ich will meinen Sohn in solcher Anstalt nicht wissen!"

„Wenn Du meinen Rath nicht befolgst und auf meine Meinung so wenig Gewicht legst, warum bestehst Du darauf, sie zu hören?"

„Es giebt doch wohl noch andere Mittel und Wege den Eifer und Ehrgeiz eines Knaben anzuregen, als öffentliche Schulen. Arthur's Lehrer hat mir einen solchen vorgeschlagen und ich möchte Deine Meinung darüber hören."

„Nun, und worin besteht sein Vorschlag?"

„Wir nehmen einen wohlgearteten Knaben in's Haus, der ungefähr von gleichem Alter ist wie Arthur, aber ihm in Schulkenntnissen voraus. Der würde für ihn zugleich ein Vorbild zur Nacheiferung und ein guter Spielkamrad sein."

„Also ein Stückwerk von dem, was eine öffentliche Erziehungsanstalt ganz bietet. Nun, ich habe nichts

dagegen einzuwenden als das Bedenken, daß ein solcher Musterknabe schwer zu finden sein dürfte."

„Ist bereits gefunden!" sagte die Gräfin mit überlegener Miene, „und wir handeln, indem wir ihn in's Haus nehmen, nicht nur in unserm eigenen Interesse, sondern thun zugleich ein gutes Werk an ihm und seinen mittellosen Eltern," fügte sie mit frommem Selbstgefühl hinzu und erzählte nun ihrem Gemahl Alles, was sie bei ihrem gestrigen Besuche in der Stadt über die Verhältnisse der Bleibtreu'schen Familie erfahren.

Dem Grafen war es außerordentlich lieb, daß Ernst Bleibtreu der Auserkorene sei, nicht blos, weil er schon viel Löbliches von dem trefflichen Knaben gehört hatte, sondern weil er wirklich glaubte der hartgeprüften Familie einen Dienst zu erweisen, wohl fühlend, daß er noch viel an ihr gutzumachen habe. Er zeigte sich deßhalb auch sofort bereit, selbst in die Stadt zu fahren, um die Sache persönlich einzuleiten. Sein Plan war, Ernst vorläufig bis zum Abgang auf die Universität im Schlosse zu behalten und dann weiter für ihn zu sorgen. Doch davon sagte er einstweilen seiner Gemahlin nichts, die einem Diener

schellte und ihm befahl, Herrn Dämlich, den Hauslehrer, zu rufen, den sie gleich von der mit ihrem Gemahl getroffenen Verabredung in Kenntniß setzen wollte.

Herr Dämlich war bereits der fünfte Hauslehrer, der seine Erziehungskünste erfolglos an Arthur übte. Keiner von seinen Vorgängern hatte es lange aushalten können bei dem jugendlichen Gräflein, der von seiner Mutter verzogen und von Natur eigensinnig, unwandelbar derselbe blieb inmitten des Wechsels seiner Lehrer: träg in allen guten, und fleißig in allen unnützen Dingen.

Herr Dämlich versah sein schwieriges Amt nun schon in's dritte Jahr, und was mehr war: er hatte sich fest vorgenommen, ferner darin auszuharren, nicht sowohl aus besonderer Vorliebe für Arthur, sondern weil ihm für fünfjährigen Dienst eine gute Pfarre versprochen war, auf die er sonst ein halbes Menschenalter hätte warten können.

Die Gräfin kannte die Motive seines Bleibens genau, und behandelte ihn danach.

„Wo bleibt der Mensch nur?“ rief sie ungeduldig, nachdem etwa fünf Minuten verflossen waren, seit sie

den Bedienten zu ihm geschickt hatte, „er pflegt doch sonst pünktlich zu sein."

Gleich darauf hörte man unfern der Thüre ein dumpfes Gepolter und etwa eine Minute später trat mit schämiger Verlegenheit Herr Dämlich in's Zimmer, an Händen und Knieen die, trotz eifrigen Reibens, noch nicht ganz verwischten schmutzigen Spuren eines Falles tragend, wozu er folgenderweise gekommen war.

Arthur, der einzige Mensch im Hause, welcher der Gräfin offenen Widerstand zu bieten wagte, war eben im Begriff mit seinem Lehrer zum Baden zu gehen, als dieser in das Zimmer des Grafen beschieden wurde. Der junge Trotzkopf bestand darauf, daß Herr Dämlich die Gräfin bis zur Rückkehr vom Bade warten lasse, was dieser denn doch nicht wagte, obwohl er sonst gegen seinen Zögling nur allzu nachgiebig war. Zornig beschloß nun das junge Gräflein, dem Lehrer einen Possen zu spielen, indem er einen engen, finsteren Durchgang, der eigentlich nur zum Heizen der Oefen diente, den aber Herr Dämlich regelmäßig benützte, um ein paar Schritte zu sparen, eilig mit ein paar alten Besen und Eisenstangen versperrte, über die jener im Finstern stolperte und, nach vorn nieder=

stürzend, sich Kleider und Hände an dem rußigen Boden jämmerlich beschmutzte.

Er ahnte wohl die Ursache seines Falls, wagte jedoch nicht, Arthur anzuklagen, der ihm sonst sofort noch einen schlimmeren Streich gespielt haben würde.

„Setzen Sie sich," herrschte ihn die Gräfin an, seine Entschuldigungen überhörend, „wir haben wegen Arthur mit Ihnen zu sprechen."

Er setzte sich in linkischer Bescheidenheit so weit vorn auf den Rand des ihm angewiesenen Stuhls, daß die eigentliche Sitzfläche desselben hinter ihm ganz frei blieb. Die beschmutzten Hände hielt er auf die beschmutzten Kniee und die Schmerzen des jähen Sturzes, die erst jetzt recht fühlbar wurden, suchte er unter einem grinsenden Lächeln zu verbergen, wobei um die fetten Lippen des großen Mundes ein wunderliches Zucken flog.

„Wir haben uns Ihren Vorschlag überlegt," sagte die Gräfin, ihn mit zusammengekniffenen Augen flüchtig musternd, „und sind damit einverstanden. Der Graf will das Opfer bringen, einen fremden Knaben in's Haus zu nehmen um Arthurs Fortschritte zu beschleunigen. Ich hoffe, daß Sie unser Bestreben,

Ihnen Ihre Stellung in jeder Weise zu erleichtern, anerkennen werden."

Der arme Pädagog nickte verlegen mit dem Kopfe, der Gräfin einen kläglichen Blick zuwerfend; er hatte bis dahin von dem edlen Bestreben, dessen sie sich rühmte, noch nichts bemerkt.

„Ich glaube in der That," fiel der Graf ein, „daß wir eine gute Wahl getroffen haben. Sie kennen ohne Zweifel den blinden Bleibtreu, den ehemaligen Administrator meiner Güter. Man hat mir seinen Sohn als einen sehr fleißigen, talentvollen und wohlgearteten Knaben gerühmt; dieser ist es, auf den wir unser Augenmerk gerichtet haben. Ich will selbst morgen in die Stadt fahren um seine Uebersiedelung zu beschleunigen, und ich verspreche mir im Voraus für Arthur die besten Früchte davon."

„Ich habe ebenfalls viel Gutes über Ernst Bleibtreu gehört und ich zweifle nicht, daß sein Beispiel von heilsamem Einfluß sein wird," sagte Herr Dämlich.

„Natürlich dürfen Sie nicht vergessen," begann die Gräfin wieder, „daß zwischen meinem Sohn und Ernst Bleibtreu ein Unterschied des Standes und der Geburt besteht, der bei der Erziehung volle Berücksichtigung

verdient. Ich bin gewiß frei von Vorurtheilen, aber Standesunterschiede müssen sein auf Erden; das ist göttliche und menschliche Ordnung und kann deßhalb den Kindern nicht früh und scharf genug eingeprägt werden. Es versteht sich von selbst, daß in den meisten Fällen Kinder niederer Stände, wenn sie sich den Wissenschaften widmen, eifriger sein werden als vornehme Kinder, weil diese von vornherein eine gesicherte höhere Stellung einnehmen, welche jene erst durch große Anstrengungen erstreben müssen und nur höchst selten erreichen. Sie werden deßhalb darauf zu sehen haben, daß Ernst Bleibtreu, wenn er auch meinem Sohne im Wissen weit voraus sein sollte, seine untergeordnete Stellung zu diesem nie aus den Augen verliert."

„Ich glaube nicht, meine Liebe," fiel der Graf ein, „daß es gut ist, den Kindern dergleichen in den Kopf zu setzen, und es scheint mir bei Arthur schon viel dadurch verdorben zu sein. Wenn ihm immer wiederholt wird, daß nicht Wissen, Charakter und Fähigkeiten, sondern blos Rang und Geburt den Werth des Menschen bestimmen, woher soll ihm dann die Lust zu tüchtiger Ausbildung kommen? Die Standes-

unterschiede machen sich früh genug schon von selbst geltend."

„Ueber diesen Punkt werden wir nie einig werden, und Du mußt mir schon erlauben, bei meiner eigenen Ansicht zu bleiben und meinen Sohn darnach zu erziehen," entgegnete die Gräfin scharf. „Kommen Sie, Herr Dämlich, ich hoffe, Sie werden meine Intentionen verstehen." Sie erhob sich und verließ das Gemach mit dem würdigen Pädagogen, dem ihre „Intentionen" natürlich gerade so unklar waren wie ihr selbst.

Am folgenden Morgen machte sich der Graf auf den Weg zur Stadt, um mit Ernst's Eltern wegen der Uebersiedelung ihres Sohnes Rücksprache zu nehmen.

Hier stieß er jedoch auf ganz unerwartete Schwierigkeiten. Die Eltern, weit entfernt gleich unbedingt auf seine Vorschläge einzugehen, machten allerlei wohlbegründete ausweichende und abweisende Einwendungen, und der Graf, der des guten Glaubens gekommen war, ihnen durch seinen Antrag eine freudige Ueberraschung zu bereiten, konnte als Frucht einer mehrstündigen Unterredung nichts anderes mit heimnehmen als das Versprechen, daß sie sich die Sache reiflich

überlegen wollten, wenn er ihnen drei Tage Bedenkzeit gewähre.

Er fühlte sich im Grunde seines Herzens gedemüthigt diesen gewissenhaften Leuten gegenüber, deren Treue und Fleiß er hauptsächlich seinen jetzigen Wohlstand zu verdanken hatte, während von seiner Seite auch gar nichts geschehen war, ihre bedrängte Lage zu verbessern.

Anders dachte die Gräfin, der er seine Gefühle und Gedanken bei dieser Gelegenheit nicht vorenthielt. Sie war entrüstet über die „Verstocktheit" dieser Menschen, die das Gute das man ihnen thue, nicht anerkennen und ihren eigenen Vortheil nicht einsehen wollten. Trotzdem war sie keineswegs gesonnen ihren Plan aufzugeben. Wenn nach der gesetzten Frist keine befriedigende Antwort erfolgte, so wollte sie selbst zur Stadt, um Ernst's Eltern die Augen zu öffnen über das Glück und die Ehre, die ihrem Sohne aus der Gesellschaft des edlen Gräfleins erblühen würden. Einstweilen setzte sie alle Bekannten in Bewegung, um in ihrem Sinne zu wirken, denn es wäre ihrem Stolze unerträglich gewesen, zuletzt doch eine abschlägliche Antwort zu erhalten. Eine solche würde jeden=

falls erfolgt sein, wenn sich den bedrängten Eltern irgend ein anderes Auskunftsmittel geboten hätte, denn die Mutter kannte die hochmüthige Gräfin, der sie ihr Kind nur mit innerem Widerstreben anvertraute und nicht ohne die Besorgniß, der schädliche Einfluß des schlechterzogenen Arthur auf Ernst könnte am Ende stärker sein, als der Einfluß des wohlerzogenen Ernst auf jenen.

Doch es fand sich kein rettender Ausweg; Ernst siedelte wirklich in's gräfliche Schloß über, nach herzerschütterndem Abschiede von seinen Eltern, und das jüngste Kind wurde mit auf die Reise nach Berlin genommen.

Die ersten Eindrücke bei Ernst's Uebersiedelung nach dem Schlosse waren ganz erfreulich. Der Graf holte ihn selbst in seinem Wagen ab und unterhielt sich auf das Freundlichste mit ihm. Auch die Gräfin hielt es für klug, beim Empfange des Ankömmlings die liebenswürdigste Seite herauszukehren, um ihm seinen Aufenthalt bei ihr, aus welchem sie doch Nutzen ziehen wollte, nicht von vornherein zu verleiden.

Es wurde gleich nach der Ankunft zu Mittag gespeist, und zwar vortrefflich, dabei auf das Wohl von

Ernst's Vater getrunken und der Wunsch ausgedrückt, daß die bevorstehende Augenoperation einen glücklichen Erfolg haben möge. Ernst war so gerührt, daß ihm die dicken Thränen im Auge standen.

Er saß bei Tisch neben Arthur, der sich heute — eigentlich gegen seinen Willen — auch ganz musterhaft benahm, da ihm kein rechter Anlaß zum Gegentheil geboten wurde. Sein Nachbar kam ihm so anspruchslos und zutrauenerweckend entgegen, daß er sich der Macht des guten Eindrucks nicht erwehren konnte. Sie hatten als kleine Kinder schon viel zusammen gespielt und da ergaben sich denn von selbst allerlei Erinnerungen und Nachfragen. Arthur fragte ihn, ob er gut reiten, fahren und schwimmen könne, worauf Ernst erwiderte, daß ihm alle diese Künste noch unbekannt seien, da er bisher gar keine Gelegenheit gehabt sie zu üben.

„Daran soll es Dir hier nicht fehlen!" rief Arthur, erfreut über die Entdeckung, daß es doch Dinge gebe, in welchen er es dem ihm als so musterhaft gerühmten Ernst zuvorthue, „wir wollen gleich heute Nachmittag zusammen ausfahren und ich will Dir dabei zeigen, wie man die Zügel halten muß, um die

Pferde zu lenken.“ Und nun erzählte er ihm, was er schon für außerordentliche Fahrten und Ritte gemacht habe; auch von seinem Jagen und Fischen erzählte er ihm, glücklich, einen so empfänglichen, aufrichtig bewundernden Zuhörer gefunden zu haben.

Was Ernst's Aufmerksamkeit aber am meisten fesselte, war die kleine achtjährige Comteß Ida, die mit ihrer Gouvernante ihm gerade gegenüber saß und mit ihrem feinen, sinnigen Köpfchen, umwallt von blonden Locken, die bis auf das weiße, luftige Kleid herabfielen, ihm wie ein Wesen aus einer höheren Welt vorkam. Ein so zartes und liebliches Geschöpfchen hatte er noch nie gesehen. Er wagte kaum das Auge auf sie zu lenken, als fürchte er, daß jeder Blick etwas verderben könne an ihrem schneeigen Glanze, und doch wunderte er sich wieder, daß die Andern sie so wenig beachteten, als ob sie gar nicht da wäre. Die Gräfin schoß jezuweilen einen Blick auf sie, der weniger Wohlgefallen ausdrückte, als Aerger darüber, daß sie gar nichts an ihr zu tadeln finden könne. Denn die edle Dame hatte das Bedürfniß, immer und überall über irgend etwas ihre Unzufriedenheit auszudrücken, und wenn sich gar keine Veranlassung

dazu bot, so war sie erst recht unzufrieden. Das feine Näschen schien in ihrem Gesichte gar keinen anderen Zweck zu haben, als gerümpft zu werden, wobei sich dann von selbst die Augen zusammenkniffen und der lange Hals sich bog wie bei einem Hahn, wenn er ansetzt zum Krähen.

Arthur war ihr Liebling, nicht blos als der einstige Stammhalter des erlauchten Hauses, sondern vornehmlich, weil er ihr jeden Augenblick Gelegenheit bot, ihre Erziehungskünste zu zeigen, wobei er sich des ganz besonderen Vorzugs erfreute, daß sie die Nase nicht rümpfte und folglich auch die Augen nicht zusammenkniff, wenn sie ihm etwas sagte.

Auch Arthur's Lehrer stand, trotz der ziemlich rücksichtslosen Behandlung die er erfuhr, höher bei der Gräfin in Gnaden, als Ida's Gouvernante, obgleich diese mit weit größerer Achtung behandelt wurde. Das hing nämlich so zusammen: Sie war der Gräfin von der Fürstin C., die selbst kinderlos, eine Pflegetochter zu sich genommen hatte, deren Erziehung die Gouvernante acht Jahre lang geleitet, als eine ganz vortreffliche Erzieherin empfohlen worden. Als solche bewies sie sich denn auch in ihrer neuen Stellung

und die Fürstin hörte nicht auf, den lebhaftesten Antheil an ihr zu nehmen. Die Gräfin merkte bald, daß sie's mit einer überlegenen Person zu thun habe, die ihre Pflicht durchaus gewissenhaft erfüllte, sich aber auch nicht gern viel dreinreden ließ.

In der ersten Zeit kamen zwischen den beiden Frauen allerlei kleine Reibungen vor, wobei die Gouvernante immer den Sieg davon trug, weil sie in ihrem guten Rechte war und die dünkelhaften Zumuthungen der Gräfin ruhig und fest mit dem Bemerken zurückwies, daß sie lieber das Haus verlassen, als nachgeben werde.

So fand sich denn die Gräfin — bei der es früher keine Gouvernante und Bonne länger als ein paar Monate hatte aushalten können — bewogen, die neue Erzieherin Ida's ruhig gewähren zu lassen, zumal Ida mit großer Liebe an ihr hing und die Gräfin nicht gern die gute Meinung der hochangesehenen Fürstin verlieren wollte, welche bei einem Bruche jedenfalls für die Gouvernante Partei genommen haben würde.

Da die Gräfin nun einmal den Hauptgenuß ihres Lebens darin fand, ihre herrschaftlichen Hochgefühle

fortwährend auf der Zunge zu tragen und anderen Leuten dadurch zu imponiren, und dies bei der Gouvernante gar nicht verfangen wollte, so vermieden sich die beiden Frauen soviel als möglich und sahen sich fast nur bei Tisch, wo ebenfalls wenig Unterhaltung zwischen ihnen war.

Heute besonders zeigte sich die Gräfin kalt und abgemessen gegen sie, und entwickelte dagegen eine ausnahmsweise Freundlichkeit gegen Ernst, um diesen von vornherein dem Einfluß der Gouvernante zu entziehen und für sich zu gewinnen.

Nach Tische fuhr Arthur Ernst spazieren und setzte diesen in Erstaunen durch die Keckheit und Gewandtheit, womit er die zierlichen, lebhaften Ponies lenkte, welche den leichten Wagen zogen. Abends bei Mondschein wurde, nach dem Thee, noch eine Wasserpartie gemacht, wobei Arthur seinem Gefährten die zum Rudern nöthigen Handgriffe und Bewegungen zeigte und dem gelehrigen und dankbaren Schüler auf der Heimkehr die ermuthigende Versicherung gab, er werde, wenn er so fortfahre, schon binnen wenigen Tagen ganz erträglich einen Kahn zu lenken verstehen.

In dieser Weise verging beinahe eine Woche, ohne

daß von wissenschaftlichen Studien auch nur die Rede war, denn die Gräfin wünschte das bewundernde Abhängigkeitsverhältniß, in welchem Ernst zu Arthur, in Folge dessen überlegener Körpergewandtheit stand, möglichst zu befestigen, um seiner geistigen Ueberlegenheit von vornherein ein Gegengewicht zu bieten.

Der Reiz der Neuheit, das schöne Wetter, die freundliche Gegend, das gute Leben im Schlosse und die viele, wohlthuende Bewegung im Freien — Alles vereinte sich, Ernst in guter Stimmung zu erhalten. Er hatte beim Abschiede seiner Mutter versprochen, ihr nach Verlauf einer Woche ausführlich zu schreiben und er fühlte sich sehr glücklich, ihr jetzt aus vollem Herzen einen so äußerst befriedigenden Bericht schicken zu können.

Drittes Kapitel.

Der Himmel umwölkt sich. — Vornehme Grundsätze und Ansichten.

Kurz nach Absendung des Briefes trug sich eine Scene zu, welche die heitere Stimmung in der er geschrieben war, nachhaltig dämpfte. Das geschah folgendermaßen: Die beiden Knaben pflegten täglich vor dem Essen zum Baden zu gehen, in Begleitung des Lehrers, der sie zu beaufsichtigen hatte, und eines Lakaien, der Arthur aus- und ankleiden mußte, ein Geschäft, welches Ernst für seine Person weit schneller selbst besorgte. Arthur schien bis dahin gar nicht an die Möglichkeit gedacht zu haben, daß ein gebildeter Mensch dergleichen selbst thun könne. Er versuchte es einmal nachahmungsweise; es ging vortrefflich und, höchst erfreut über das gelungene Kunststück, wiederholte er es mit gleichem Erfolge am nächsten Tage, zum großen Entsetzen des Lakaien, der die gräfliche

Würde und die Wichtigkeit seiner eigenen Bestimmung auf Erden dadurch um ein Bedeutendes vermindert sah.

Nun begab es sich eines Tages, daß die beiden Knaben beim Baden sich etwas verspäteten und noch nicht angekleidet waren, als schon im Schlosse zum Essen geläutet wurde. Der Lehrer, den Zorn der sehr auf Pünktlichkeit haltenden Gräfin fürchtend, trieb stark zur Eile an, und so erreichten sie glücklich den Speisesaal noch ehe die Gräfin eingetreten war, die sich diesmal selbst um eine Viertelstunde verspätete, wie sie denn überhaupt die Forderung der Pünktlichkeit weniger an sich selbst, als an Andere stellte.

Man setzte sich und kaum war das übliche Gebet gesprochen, als die Gräfin, nach einem scharf prüfenden Blicke auf Arthur, den die Suppe eben herumreichenden Lakai Peter zornig anfuhr: „Wo hat Er denn heute wieder Seine Augen und Hände gehabt? Der Hemdkragen des jungen Grafen nicht in Ordnung, das Halstuch schief umgebunden, die Haare schlecht gebürstet! Heißt das, seinen Dienst versehen?“

Der arme Peter ließ vor Schreck beinahe den gefüllten Teller fallen, den er in der Hand hielt, und

warf flehende Blicke auf Arthur, der auch sofort seine Vertheidigung übernahm:

„Peter ist nicht schuld, Mama; ich habe mich heute selbst angekleidet nach dem Bade, und da wir uns ein bischen verspätet hatten und uns über Hals und Kopf in's Zeug werfen mußten, ist nicht Alles so gegangen wie es sein sollte."

„Wozu ist Er denn angestellt?" hub die Gräfin wieder zu Peter an. „Kennt Er seine Pflicht nicht?"

„Der junge Herr haben befohlen . . . ."

„Ich habe gesehen," fiel Arthur dem Stotternden in die Rede, „wie Ernst sich immer allein aus- und ankleidet, und da wollt' ich mir das auch angewöhnen, um nicht immer von dem Bedienten abzuhängen, wenn ich zum Bade gehe."

„Und Sie haben das erlaubt?" frug die Gräfin den unglücklichen Herrn Dämlich mit einer Stimme und Geberde, als ob sie wirklich überzeugt wäre, daß Arthur nur nach des Lehrers Erlaubniß handle und alles Verbotene unterlasse.

„Ich . . . ich . . ." stotterte der Lehrer.

„Ja, ich kenne Sie!" rief die Gräfin scharf, was

ihn etwas zu verletzen schien, denn er faßte dieses Mal den Muth sich zu vertheidigen und sagte:

„Ich kann wirklich nichts Schlimmes darin finden, daß auch ein vornehmer junger Herr lerne sich allein an- und auszukleiden, denn es können doch im Leben Fälle vorkommen . . .“

„Ich habe nun einmal meine eigenen Erziehungsgrundsätze,“ unterbrach ihn die Gräfin heftig, „und ich wünsche, daß danach verfahren werde. Bei gemeinen Leuten versteht es sich von selbst, daß sie sich allein ankleiden; sie sind darauf angewiesen. Für meinen Sohn kann ich aber, Gottlob! einen Bedienten halten, und ich will, daß er Gebrauch davon mache! Das gehört sich einmal so in anständigen Häusern! Ich habe wahrlich keine Vorurtheile, aber ein Unterschied des Standes muß sein auf Erden; das ist göttliche und menschliche Ordnung!“

Ernst, den diese Scene in tiefe Aufregung versetzte, ließ einen forschenden Blick nach der Gouvernante schweifen, um deren Mund ein nur mit Mühe halbunterdrückter Ausdruck der Verachtung zuckte. Neben ihr saß die liebliche Ida mit niedergeschlagenen Augen. Arthur, nachdem er sein Wort für Peter eingelegt,

hatte von der weiteren, standesgemäß sittlichen Entrüstung seiner Mutter nicht die geringste Notiz genommen, vielmehr einen Appetit entwickelt, als ob er für den in „Geschäften" abwesenden Herrn Papa mitessen müßte. Auch die Gräfin und Herr Dämlich ließen es sich nachträglich ganz gut schmecken, während Ernst nicht im Stande war auch nur einen Bissen herunterzubringen. Der arme Junge begriff nicht, warum es ein Zeichen der Gemeinheit sein solle, sich nicht wie ein hülfloses Kind an- und auskleiden zu lassen. Die Gräfin fing an ihm unheimlich zu werden. Die Scene bei Tisch brachte ihn auf allerlei Gedanken und Grübeleien, auf die er sonst vielleicht nie gekommen sein würde.

Am folgenden Tage trat schlechtes Wetter ein. Der Regen strömte nur so vom Himmel; es war unmöglich, den bisherigen Vergnügungen im Freien nachzugehen, man mußte suchen sich im Hause zu beschäftigen. Bis dahin hatte Herr Dämlich nicht daran gedacht, eine Prüfung mit Ernst vorzunehmen, um danach einen neuen Lehrplan festzustellen. Dies sollte nun in Gegenwart der Gräfin geschehen.

Das Ergebniß der Prüfung übertraf weit alle

Erwartungen und es stellte sich bald dabei heraus, daß an ein Zusammengehen der beiden Knaben im Lernen gar nicht zu denken sei, da es von Arthur's Seite ein paar Jahre des angestrengtesten Fleißes bedurft hätte, um Ernst einzuholen.

Arthur hatte anfangs Alles aufmerksam mit angehört und war über die Fortschritte seines Spielgenossen nicht wenig erstaunt; allein nach und nach wurde ihm die Sache doch zu gelehrt und, eine gleichgiltige Miene annehmend, fing er an sich mit andern Dingen zu beschäftigen.

„Warum hörst Du nicht zu, Arthur?" fragte die Gräfin.

„Das Zuhören ermüdet mich, weil ich doch nichts davon verstehe."

„Du mußt streben, es eben so weit zu bringen, wie Ernst."

„Wozu das? Papa kann ja auch kein Griechisch und Latein."

„Griechisch und Latein macht allerdings den Werth des Menschen nicht aus, denn der unwissendste Edelmann steht höher als der größte Gelehrte von gemeiner Herkunft; allein das ist kein Grund, daß sich

Edelleute nicht auch wissenschaftlich ausbilden sollen. Es wird heute viel verlangt in der Welt und Lernen ist keine Schande!“

Sie sprach das in einem Tone, als ob sie ihrem Standesgefühl, aus Liebe zur Wissenschaft, ein großes Opfer gebracht hätte.

„Wie steht's denn mit dem Französischen?“ fragte sie Ernst und bemerkte dann gleich mit einem vorwurfsvollen Blicke Herrn Dämlich: „Darin haben Sie gar nicht examinirt!“

„Französisch“ erwiderte Ernst, „haben wir in der Stadt wenig gelernt; ich verstehe so ziemlich was ich lese, mit Hülfe eines Wörterbuchs, allein im Sprechen fehlt es mir gänzlich an Uebung.“

„Da fehlt Dir sehr viel, mein Sohn,“ sprach die Gräfin herablassend, sichtlich erfreut, in diesem Punkte als Kennerin mitreden zu können, „Französisch ist die wichtigste aller Sprachen, wichtiger als Griechisch und Latein und, wie mir scheint, auch weit schwieriger, denn sonst würden die meisten Gelehrten nicht solche Stümper im Französischsprechen sein. Ich rathe Dir, Dich mit allem Eifer darauf zu legen, wozu es Dir hier an Gelegenheit nicht fehlen wird. Herr Dämlich,

reichen Sie doch ein französisches Buch her; ich möchte einmal hören, wie er liest."

Ehe Herr Dämlich noch dem Befehle der Gräfin folgen konnte, kam Arthur schon mit einem „Numa Pompilius" herbeigesprungen und wurde jetzt wieder ganz Ohr, als Ernst anfing zu lesen, wobei er ihm alle Augenblicke ein Wort korrigirte.

„Himmel, welche Aussprache!" rief die Gräfin, „das ist ja rein zum Davonlaufen. Da wirst Du von Arthur viel lernen können! Ich werde darauf halten, daß künftig bei Tisch die Unterhaltung immer wieder französisch geführt werde; seit die Bonne fort ist, sind wir ganz davon abgekommen, allein es ist zu wichtig!"

Damit war die mündliche Prüfung zu Ende und es ging nun zum Mittagsfrühstück, wo die Gräfin gnädig der Gouvernante mittheilte, daß Ernst das Examen „recht wacker" bestanden habe; nur im Französischen sei er noch sehr zurück. Sie wünsche, daß von morgen an bei Tische immer wieder französisch gesprochen werde.

Der Nachmittag bis zum Diner war zu schriftlichen Ausarbeitungen bestimmt. Arthur sollte einen

französischen Aufsatz über die Freuden des Landlebens schreiben, und Ernst in deutscher Sprache die Eindrücke seines Aufenthaltes im Rauheim'schen Schlosse zu Papier bringen. Die Gräfin hatte die Themata selbst bestimmt und für Arthur die französische Sprache gewählt, weil es ihm darin leichter wurde ein paar Sätze zusammenhängend zu schreiben, als im Deutschen. Er hatte das Französische schon mit der Muttermilch eingesogen und war dann von Bonnen und Gouvernanten soweit darin gefördert worden, daß er mit Leichtigkeit über Alles und Jedes ein paar Gemeinplätze zu sagen und zu schreiben wußte, „die Freuden des Landlebens" insbesondere waren ein schon oft von ihm behandeltes Thema, welches jedesmal gewählt wurde, wenn gezeigt werden sollte, daß es ihm gar nicht an Geist fehle und daß er es sehr weit bringen könnte, wenn er nur wollte. Die Gräfin bemerkte nicht, oder wollte nicht bemerken, daß er mit einer Beharrlichkeit, welche altem Blute so gut steht, in jedem neuen Aufsatze über „die Freuden des Landlebens" genau dieselben Ausdrücke wiederholte, welche er schon unzählige Male gebraucht hatte. „Das Leben auf dem Lande ist sehr angenehm; was mich anbe-

langt, so ziehe ich es unendlich dem Stadtleben vor. Auf dem Lande kann man jagen, fischen, im Freien baden, fahren und reiten, kurz: mancher Vergnügungen sich erfreuen, welche der Stadt fehlen."

Folgten noch ein paar Sätze ähnlicher Art; das Alles wurde mit ungeheuern Buchstaben auf einen weitläufig liniirten Bogen geschrieben, und der Aufsatz war fertig. Kam dann ebenbürtiger Besuch, so mußten die Gäste das geistvolle Schriftstück in Gegenwart des Autors bewundern.

N'est ce pas, que c'est charmant? pflegte dann die Gräfin mit der bescheidenen Miene der Mutter eines Wunderkindes zu fragen.

Mais, c'est admirable! erscholl die begeisterte Antwort.

Il est un peu paresseux, mais il ne manque pas du tout d'esprit — hub die Gräfin wieder an.

Il en a jusqu'au bout des doigts! entgegnete regelmäßig mit entschiedenem Nachdruck, gleich als ob er jeden Zweifler auf Pistolen fordern wollte, ein alter, pockennarbiger Schmarotzer, mit stattlichem Bauche, ganz kurzgeschnittenen Haaren und kleinen, stechenden Augen, ein Mann, der bei der Gräfin in

hohem Ansehen stand, weil er einmal ihre Bemerkung, daß ein reines Französisch immer auf reines Blut schließen lasse, unendlich fein und zutreffend gefunden.

Arthur wurde also mit seinem Aufsatze über „die Freuden des Landlebens" wieder sehr rasch fertig, während Ernst, der seine Aufgabe nicht so äußerlich nahm, auch mehr Zeit brauchte sie zu lösen.

Indem er sich genau die Eindrücke seiner Uebersiedelung aus der kleinen Stadt in das prunkvolle Grafenschloß veranschaulichte, konnte er sich nicht verhehlen, daß ihm eigentlich die Schale mehr imponirt hatte, als der Kern, das Nebensächliche mehr, als die Hauptsache. Dem Grafen gegenüber, der ihn aus seiner väterlichen Wohnung abholte, hatte er sehr bald alle Scheu und Schüchternheit verloren; als sie aber durch eine lange Allee mächtiger Kastanienbäume zu dem etwas hochgelegenen, stattlichen, noch aus der Zopfzeit stammenden Schlosse auffuhren, fing das Herz ihm ganz demüthig zu klopfen an, und es war ihm fast als ob er eine Sünde begangen hätte, mit dem Grafen, dem Besitzer dieser Herrlichkeiten, so vertraulich zu sprechen. Am Ausgang der Allee spannte sich bis zum Schlosse ein großer, runder Rasenteppich aus,

in dessen Mitte ein von der üppigsten Blumenpracht strotzender Hügel sich erhob. Die zum Schlosse emporführende Freitreppe war ebenfalls zu beiden Seiten mit seltenen Gewächsen und farbenprächtigen Blumen geschmückt; aus der offenstehenden Thüre, welche in eine hochgewölbte Halle sehen ließ, traten stattliche, saubergekleidete Livréebedienten mit schneeweißen Strümpfen, zum Empfang des Herrn. Auch in der Halle war allerlei Schlinggewächs angebracht und dazwischen wiegten sich in goldenen Ringen farbenbunte Papageien, kreischend und plappernd. Dann ging's eine breite, behäbige Treppe hinauf zu einem Vorplatz, in welchem zwei Korridore mündeten. Hier waren die eigentlichen Staats- und Wohngemächer. Ernst bekam ein kleines Zimmer im zweiten Stock angewiesen, wo die Einrichtung so einfach war, daß sie fast an's Dürftige grenzte. Alle Pracht und Eleganz beschränkte sich auf die Gemächer des ersten Stocks und den im Erdgeschoß, links vom Eingang befindlichen, kühlen Speisesaal, wo die Ahnenbilder des gräflichen Hauses hingen.

Nachdem sich Ernst in dem kleinen, ihm sehr traulich vorkommenden Stübchen umgesehen, seine Sächel-

chen in die Kommode gepackt und sich ein wenig gebürstet, gekämmt und gewaschen hatte, hörte er eine weithinschallende Glocke erdröhnen und ein Livréebedienter kam ihm zu sagen, daß dies das Signal zum Speisen sei, was er sich ein für alle Mal zu merken habe. Im Speisesaale sah er die Gräfin, nebst ihren Kindern und deren Lehrer, zum Erstenmale. Er sah auch zum Erstenmale im Leben eine so glänzend gedeckte Tafel, umringt von weißbehandschuheten Riesen, zu welchen er ganz verlegen aufblickte und die er lieber selbst bedient hätte, statt sich von ihnen bedienen zu lassen, wenn es nur angegangen wäre. Jedesmal wenn sein Teller gewechselt, oder ihm eine Schüssel gereicht wurde, machte er ein Gesicht als ob er sagen wollte: Es thut mir in der Seele leid, Ihr stattlichen Leute, daß Ihr Euch auch um mich armen Schlucker bemühen müßt, allein ich kann wirklich nicht dafür!

Ein hochgewachsener, breitschultriger Jäger, mit mächtigem Schnurrbart, stand, einen Hirschfänger an der Seite, beim Büffet und übersah sich die Gesellschaft mit einem Blicke, als ob er sie Alle spießen wollte; allein statt das zu thun, kam er von Zeit zu

Zeit mit einem silbernen Präsentirteller, auf welchem eine Flasche Wein und verschiedene Gläser balancirten, herangeschritten, um „Ihren Erlauchten“ davon anzubieten.

Die behäbige Pracht des geräumigen Saales mit seinen lebensgroßen Ahnenbildern, worunter eine Anzahl geharnischter Ritter, — der Glanz der Tafel und der Bedienung erhöhete und verklärte in Ernst's Augen nicht wenig die Erscheinung der Gräfin, die ihm als Herrin und Seele dieser Zauberwelt einen imposanten Eindruck machte . . .

Die Erfahrung einer Woche genügte, um diese ersten Eindrücke wesentlich abzuschwächen und zu verändern. Ernst fand Gelegenheit zu bemerken, daß die stattlichen Livréebedienten, näher betrachtet, sehr rohe Bauernburschen waren und daß selbst die gestrenge Gräfin weder durch einen leuchtenden Verstand, noch durch ein sonderlich edles Herz sich auszeichnete. Auf einer Spazierfahrt die er in den ersten Tagen mit Arthur machte und wobei dieser den Kutscher spielte, sah er in der Nachbarschaft ein noch schöneres Schloß als das gräfliche war, und erfuhr von Arthur, daß es einem jüdischen Banquier aus der Hauptstadt ge-

höre, der hier die Sommermonate zuzubringen pflege. Sie stiegen aus, durchwanderten den herrlichen Park, an dessen Eingange zwei blitzende Springbrunnen plätscherten und dessen schattige Pfade weiterhin zu zwei, von Akazien, Hollunder und Trauerweiden umrahmten Teichen führten, aus deren Mitte Blumeninseln auftauchten, zu welchen man vermittelst zierlicher Gondeln gelangte, die in einer kleinen, zeltartig von einem Schutzdache überspannten Bucht lagen, während majestätische Schwäne das Wasser durchzogen und den beiden Fremdlingen neugierig die langen Hälse entgegenstreckten.

Als die Knaben eben heimkehren wollten, begegnete ihnen der Herr des Guts, ein kleiner, sechzigjähriger, sehr intelligent und wohlwollend aussehender Mann, der Arthur's Entschuldigungen, ohne Erlaubniß den Park betreten zu haben, freundlich dadurch erwiderte, daß er die Beiden einlud, auch das Innere des Schlosses zu besichtigen, welches in der That durch seine Pracht der Einrichtung und besonders durch seinen Reichthum an modernen Kunstwerken weit mehr Sehenswerthes bot als das gräfliche Schloß, worin sich keine andern Gemälde befanden als die Ahnen-

bilder, die, als Kunstwerke betrachtet, viel zu wünschen übrig ließen.

Herr von Hirschsohn (so hieß der Gutsherr) unterhielt sich viel mit Ernst, der unaufgefordert gar nicht redete, aber wenn über etwas befragt, immer sehr offenherzig seinen Gefühlen und Gedanken Ausdruck gab. Der alte Herr war sichtlich erfreut über die klugen, frischen Antworten des ehrlichen Knaben, der noch nicht gelernt hatte sich in konventionellen Phrasen zu bewegen.

Ernst seinerseits empfand sehr dankbar die ihm bewiesene Aufmerksamkeit und es berührte ihn daher höchst unangenehm, daß Arthur, als sie kaum das Schloß verlassen hatten, sich vom Kutscherbocke noch einmal umwandte und, die gespreizten Finger an die Nase haltend, ausrief: „Hepp, hepp!“ worüber der hintensitzende Bediente in ein lautes Gelächter ausbrach.

Arthur schien erwartet zu haben, daß auch Ernst in das „Hepp, Hepp!“ einstimmen werde; als das aber nicht geschah, hub er wieder an: „Ist es nicht scheußlich, daß man den Juden erlaubt, solche Schlösser zu besitzen?“

„Ich kann das nicht finden,“ entgegnete Ernst,

„warum soll ein Mensch nicht besitzen dürfen, was er sich ehrlich erworben hat?“

„Juden sind keine Menschen, sagt die Mama.“

„Was sind sie denn?“

„Juden sind . . . Juden!“

Hierauf unterhielt sich Arthur abwechselnd mit den Pferden und dem Bedienten, Ernst völlig unbeachtet lassend, während dieser sich über das Erlebniß des Tages seine eigenen Gedanken machte.

Bis dahin waren in seinem kindlichen Geiste die Vorstellungen von hoher Geburt, Glanz und Reichthum immer miteinander verwachsen gewesen, wie die Blätter mit der Rose, oder die Gartenschnecke mit ihrem Gehäuse. Er hatte nun einen Mann gesehen, welcher sich von der — nach gewöhnlichem Dafürhalten — niedrigsten Stufe menschlicher Existenz zu fast königlichem Reichthum emporgeschwungen und davon einen adligeren Gebrauch machte, als die meisten Edelleute heutzutage in Deutschland von ihren angeerbten Gütern zu machen pflegen. Ernst erinnerte sich jetzt sehr deutlich, schon früher die Geschichte des Herrn v. Hirschsohn gehört zu haben, wie er, das Kind ganz armer Eltern, durch Fleiß, Redlichkeit und Ausdauer

nach und nach ein kolossales Vermögen erworben und jetzt alljährlich beträchtliche Summen zu wohlthätigen Zwecken verwende . . .

Arthur erzählte bei Tische von dem Besuche im Hirschsohn'schen Schlosse. Die Gräfin war sehr ungehalten darüber und schärfte ihrem Sohne ein, solche Besuche nicht wieder zu machen: die Juden seien ein zudringliches Volk, das man sich nicht weit genug vom Halse halten könne. Außerdem müsse es ja auch jeden edlerdenkenden Menschen empören, das schöne Schloß, welches früher von einer Fürstin bewohnt gewesen sei (Hirschsohn hatte es von einer gefürsteten Maitresse des Königs Jérome gekauft), jetzt in jüdischen Händen zu sehen.

Der Graf stimmte vollkommen seiner Gemahlin bei; der Lehrer streckte lauschend den struppigen Kopf vor und sperrte den großen Mund weit auf, als ob er die weisen Bemerkungen der Gräfin verschlingen wollte; die Gouvernante sprach leise mit Ida von andern Dingen; Ernst schwieg still.

Als ihm nun die Aufgabe gestellt war, schriftlich von seinen Eindrücken Rechenschaft abzulegen, befand er sich in nicht geringer Verlegenheit. Er war klug

genug, zu fühlen, daß Manches von dem was er zu sagen hatte, der Gräfin einen wenig günstigen Eindruck machen werde, und doch hätte er um Alles in der Welt kein heuchelndes oder unwahres Wort zu Papier gebracht.

Aus dem Labyrinth der äußeren und inneren Widersprüche sich herauszuwinden und die wirr sich kreuzenden Eindrücke festhaltend zu klären und unter einen leitenden Gesichtspunkt zu bringen, mit Ausscheidung desjenigen, was besonderen Anstoß geben könnte, war für ihn eine schwierige Aufgabe, die er selbst beim angestrengtesten Nachdenken in den zwei dazu festgesetzten Stunden nicht zu lösen vermochte. Auch am folgenden Tage konnte er noch nicht recht in Fluß kommen und es währte eine ganze Woche ehe es ihm gelang, den Aufsatz zum Abschluß zu bringen.

Er hatte während der Zeit manche spöttelnde Bemerkung über die Langsamkeit seines Schreibens anzuhören gehabt und, was das Schlimmste war, die Gräfin schien von dem so mühevoll ausgearbeiteten Aufsatze ganz und gar nicht befriedigt zu sein. Sie sagte ihm unverhohlen: wenn er bei so großem Zeitaufwande nichts Besseres schaffen könne, so würde sie

ihm rathen, seine Schreibekünste lieber ganz aufzugeben und sich künftig, wie bisher, auf das Auswendiglernen griechischer und lateinischer Vocabeln zu beschränken, da ihm doch der Sinn für alles Höhere abgehe. Der arme schüchterne Junge wurde ganz entmuthigt, da auch der Lehrer, der Anfangs den Aufsatz sehr gelobt hatte, sich jetzt „nach aufmerksamerem Durchlesen der Arbeit im Ganzen mit dem Urtheile der Frau Gräfin einverstanden erklären mußte.“

Mit Ernst's Studien ging es auch nicht vorwärts. Die Gräfin hatte es dem Ermessen des Lehrers anheimgestellt, sich mit ihm besonders zu beschäftigen, Herr Dämlich fühlte aber gar keine Veranlassung seine Zeit einem armen Jungen zu widmen, der ihm keinerlei äußere Belohnung dafür in Aussicht stellte. Er ließ ihn Theil nehmen an Arthur's Unterricht, der Dinge behandelte die Ernst sich längst an den Sohlen abgetreten hatte, und ließ ihn dann, um sich seine eigene Arbeit zu erleichtern, diese Dinge mit Arthur so lange wiederholen, bis sie sich diesem einigermaßen eingeprägt hatten. So verlor Ernst zu Gunsten Arthur's seine Zeit, ohne in den Schulstunden selbst auch nur im Geringsten gefördert zu werden.

Die Gräfin war mit dieser Einrichtung vollkommen einverstanden, da ihr Sohn sichtlich dabei gewann, der weit mehr Gewicht auf die gute Meinung seines Mitschülers legte, als auf diejenige seines Lehrers und seiner Eltern.

Ernst dagegen fand an dem Leben im Schlosse gar keine Freude mehr. Der Reiz der Neuheit war verschwunden und damit die Illusionen die er sich in den ersten Tagen über seine Umgebung gemacht hatte. Sein weiches, liebebedürftiges Herz fand Niemand, dem es sich anschmiegen, Niemand, dem es sich vertrauensvoll erschließen konnte. Nicht selten sah er sich in seinen zartesten und heiligsten Gefühlen durch rohe Aeußerungen verletzt; die gemeine, immer nur in berechnender Parteilichkeit für Arthur sich äußernde Natur des Lehrers konnte ihm keine Sympathie einflößen; der Graf verhielt sich völlig indifferent und wenn die Gräfin einmal einen Anlauf zur Liebenswürdigkeit nahm, so geschah das immer in so seltsamer Weise, daß der arme Ernst, bei tieferem Nachdenken darüber irre an sich, an Allem wurde was er bis dahin als recht und gut erkannt hatte. Dies war besonders der Fall im Punkte der Religion, womit

sie sich gar zu gern zu schaffen machte und worin sie eigenthümliche Ansichten entwickelte, in welche sie Ernst einweihete, wenn sie sich ihm freundlich zeigen wollte.

Viertes Kapitel.

Standesreligion der Gräfin. — Landwirthschaftliche Bestrebungen des Grafen. — Wie der Graf zur Gräfin gekommen.

Abgesehen von dem, was die Gräfin zur Befriedigung ihres eigenen Wohllebens und ihrer Eitelkeit brauchte, war sie so geizig, daß sie ihren Dienstleuten nicht satt zu essen gab, und so hartherzig, daß kein nothleidender Armer sich eine Viertelstunde weit im Umkreis ihres Schlosses zeigen durfte, ohne Gefahr zu laufen auf ihren Befehl mißhandelt zu werden. Das nannte sie: die Gegend von Gesindel reinhalten. Auch auf Spaziergängen und Reisen hätte sie eher Nothleidende sterben sehen, ehe sie sich entschlossen, ihnen einen Heller zu geben, denn „man muß an seinen Grundsätzen festhalten“ pflegte sie zu sagen.

Trotzdem stand sie im Rufe einer streng religiösen

Dame, die nicht blos regelmäßig die Kirche besuchte, sondern auch einen lebhaften Verkehr mit Geistlichen unterhielt, für Hengstenberg und Vilmar schwärmte und strengere Kirchenzucht für das dringendste Bedürfniß der Zeit erklärte.

Sie pflegte zu sagen, ehe nicht die Ohrenbeichte bei den Protestanten wieder eingeführt würde, wäre an gar keine Besserung der Menschen zu denken; es sei eine heilige Pflicht der „bessern Stände" dem Volke in solchen Dingen mit einem guten Beispiel voranzugehen. Das that sie denn auch! Da sie aber zu ihrem eigenen Pfarrer kein Vertrauen hatte (weil er mit heiligen Dingen keinen Spott trieb, selbst nicht der Frau Gräfin zu Liebe), so besuchte sie zu dem Zwecke zweimal jährlich ein befreundeter geistlicher Würdenträger, der gemeiniglich eine Woche lang bei ihr blieb und mit dem sie sich dann, nach Lösung ihrer persönlichen Gewissensfragen, über die Besserung der Menschheit im Allgemeinen, unterhielt.

Die Vorbereitung zur Beichte leitete Herr Dämlich, der sich bei dieser Gelegenheit ganz absonderliche Freiheiten erlaubte, indem er seiner strengen Gebieterin alle möglichen Sündenverzeichnisse vorlas, über

die meisten Sünden aber sehr schnell hinwegschlüpfte und nur diejenigen mit welchen er die edle Dame behaftet wähnte, langsam und lautstimmig hervorhob, ihr dabei zugleich stechende, bedeutsame Blicke zuwerfend, die sie nicht bemerkte, da sie das Sündenregister von Anfang bis zu Ende mit demuthvoll niedergeschlagenen Augen anhörte. Ja, ihre Demuth ging bei diesen Gelegenheiten ausnahmsweise so weit, daß sie sich förmlich damit zur Schau stellte und alle Schloßbewohner, bis auf die Stubenmädchen herab, einlud, Zeugen ihrer Zerknirschung zu sein.

Auch Ernst wurde sowohl zur Vorbereitung, wie zur Beichte zugezogen und besonders die letztere machte auf ihn einen tiefen Eindruck, wenngleich in ganz anderm Sinne, als die Gräfin erwartet hatte.

Die gnädige Sünderin bekannte ihre Sünden in feierlichem Tone, konnte aber nicht umhin, immer sofort in schnellerer Rede einen entschuldigenden Kommentar hinzuzufügen. Z. B.

„Ich bin geizig gewesen; allein es ist auch gar nicht zu glauben, wieviel Bettelgesindel einem immer zuläuft; fängt man da einmal an zu geben, so ist gar kein Aufhören!“ —

„Ich bin jähzornig gewesen; man hat übrigens auch seine liebe Noth mit den Dienstleuten; sie thun wirklich nichts als mich ärgern, und da kommen denn zuweilen Auftritte vor, daß selbst ein Engel aus der Haut fahren möchte!“

„Das sind Prüfungen, die der Herr Ihnen auferlegt, um Ihr Herz zu läutern,“ sagte der geistliche Herr mit salbungsvoller Stimme, während Ernst unwillkürlich den Kopf schüttelte bei dem Gedanken, daß der Herr des Himmels und der Erden sich hinter die Bedienten der Gräfin von Rauheim stecken und sie zu verstockten Schlingeln machen müsse, um läuternd auf das Herz ihrer edlen Gebieterin einzuwirken.

Hatte sie ihren Läuterungsproceß glücklich durchgemacht, so wurde sie für die nächsten Tage um so schlimmer, gleich als ob sie das Bedürfniß fühlte, ihrer Umgebung, die sie eben in ihrer Demuth vor Gott gesehen, sich einmal wieder recht als Herrin zu zeigen. Dann war es eben so gefährlich ihr zu begegnen, wie ihr auszuweichen; in Allem witterte sie eine böse Absicht und wurde verstimmt. Ihr Näschen spitzte sich zu wie ein Nagel und Augen und Lippen wurden so zusammengekniffen, als ob die Welt gar

nichts mehr davon sehen sollte. In dieser Zeit war selbst die Gouvernante vor ihren Ausfällen nicht sicher und der Graf mied die Gegenwart seiner Gemahlin so viel er irgend konnte. Es fielen ihm plötzlich allerlei unumgängliche Pflichtbesuche ein, an die er sonst nie dachte und die nun schnell abgethan werden mußten. Diesmal fügte es obendrein der Zufall so glücklich, daß in einer entfernten Stadt ein landwirthschaftlicher Verein, dessen Ehrenmitglied er war, sein Stiftungsfest feierte, wobei der Graf nicht fehlen durfte, obwohl er sich bis dahin um die Verhandlungen dieses Vereins, dessen Wochenschrift im Schlosse lediglich zum Fensterputzen verwendet wurde, nicht im Geringsten gekümmert hatte. Allein die Feier des Stiftungsfestes war ein so lockender Vorwand zu mehrtägiger Entfernung vom Schlosse, daß er selbst überzeugt schien, das Fest könne ohne ihn gar nicht begangen werden; in so entschiedenem Tone kündigte er seiner Gemahlin seine Absicht an, es zu besuchen, ohne jedoch zu bemerken, wie lange er ausbleiben werde.

Die Gräfin war aber keineswegs gesonnen, seine Gründe gleich für baare Münze anzunehmen.

„Was geht Dich," fragte sie in scharfem Tone, „der landwirthschaftliche Verein an? Du hast nie Landwirthschaft getrieben und wirst sie nie treiben; die Führung der Geschäfte mit den Verwaltern besorge ich."

„Das ist kein Grund, daß ich, als Gutsherr, mich nicht um die Hebung des Ackerbaus kümmern soll, dem wir doch eigentlich unsern Wohlstand verdanken."

„Du hast Dich doch bis jetzt nie darum gekümmert!"

„Das weißt Du nicht besser; ich habe sehr aufmerksam Liebig's agrikultur-chemische Briefe gelesen."

„Da hättest Du lieber lesen sollen, was Vilmar darüber schreibt. Der ehrwürdige Vilmar behauptet (und ich stimme ihm ganz bei!) daß diese modernen Bestrebungen, den Ackerbau durch künstliche Mittel zu heben, nichts Anderes bezwecken als die Landleute von Gott und aller Religion abzuwenden. Statt ein gottgefälliges Leben zu führen, und um eine gute Ernte zu beten, gehen die Leute in die landwirthschaftlichen Vereine und glauben durch unnütze Reden und chemische Mittel die Felder verbessern zu können, während sie in Wirklichkeit nur dem Teufel damit dienen. Wenn

Gott den Acker segnen will, braucht er wahrhaftig Euren künstlichen Dünger nicht; das kannst Du mir glauben!"

Der Graf hielt es nicht für klug, hierauf etwas zu erwidern. Er steckte sich eine Cigarre an und ging zu Fuß durch den Park bis zu der Heerstraße, wo der vorausgeschickte Wagen schon auf ihn wartete, der ihn im schnellsten Trabe rüstiger Pferde davon führte.

Die Gräfin fühlte das Bedürfniß, ihrer bewegten Brust noch auf andere Weise Luft zu machen. Ihr Kabinet verlassend, betrat sie das Durchgangszimmer, welches zum Garten führte und fand dort die beiden Knaben über ihren Büchern sitzen. Ernst war so eifrig beschäftigt, den ungelehrigen Arthur auf die lateinische Lektion vorzubereiten, daß er die Gräfin gar nicht bemerkte. Sie trat auf ihn zu und warf ihm in so entrüstetem Tone seinen Mangel an Anstand vor, sitzen zu bleiben, wenn sie, die Herrin des Hauses, vorübergehe, daß dem armen Jungen die Thränen aus den Augen stürzten. Seine Entschuldigung, er habe sie, im Eifer seiner Beschäftigung mit Arthur, gar nicht bemerkt, ließ sie nicht gelten. „Ich kenne das," sagte sie, „meine liebevolle Behandlung macht

Dich übermüthig; Du vergissest wer Du bist und wer ich bin. Es ist zu Deinem eigenen Besten, daß ich Dich darauf aufmerksam mache. Anstand geht vor Lernen und ein Unterschied der Stände muß sein auf Erden, das ist göttliche und menschliche Ordnung!"

„Du mußt Dir das nicht so zu Herzen nehmen," sagte Arthur, als die Gräfin das Zimmer wieder verlassen hatte, „meine Mutter ist eine närrische Frau, und sie weiß oft selbst nicht was sie sagt. Mir ist es ganz gleich, ob sie mit mir brummt oder freundlich thut und deßhalb komme ich am besten mit ihr aus. Papa macht's auch so."

Ernst sah Arthur mit großen Augen an, als ob er fragen wollte: So wagst Du über Deine Mutter zu sprechen?

Die Gräfin, deren Erziehungskünste ihr Söhnchen soweit gebracht, hatte einst, in ihren jungfräulichen Jahren, selbst als ein Musterprodukt feiner Erziehung gegolten. Sie sprach als Fräulein nie ein unvorsichtiges Wort, weil sie überhaupt nichts sprach außer den angelernten Umgangsphrasen, wußte aber immer eine Miene anzunehmen und bedeutungsvoll zu lächeln, als ob sie sehr viel zu sagen hätte. Die eine Hälfte

des Tages nahm ihre Toilette in Anspruch, die andere Hälfte wurde mit Lesen, Briefschreiben und Spazierengehen verbracht. Sie las nur französische Bücher und in das prachtvolle Album, welches ihren Tisch schmückte, durfte man sich nur französisch einschreiben; auch schrieb sie selbst nie anders als in französischer Sprache. In Gesellschaften trat sie gern zum Fenster und seufzte den Mond an, oder saß unter den jungen Damen stumm, mit langsamem Auf- und Niederschlag der Augen, als ob allerlei tiefe Gedanken ihr Haupt durchzögen. Die jüngeren Damen machten sich nicht viel aus ihr; den ältern dagegen galt sie als ein Muster edlen Anstandes. Ihre Toilette war immer geschmackvoll, ihr Gang und ihre Haltung tadellos. In der Welt schien sie die Sanftmuth selbst zu sein; ihre rauhen Seiten lernten (bis zu ihrer Verheirathung) nur die Dienstboten kennen, mit welchen sie in fortwährendem Kampfe lag.

Für die jungen Herren hatte sie wenig Anziehendes; die klügeren kannten sie mit ihrer unversuchten Tugend und ihrer angelernten Grazie, die niemals durch eine ursprüngliche Regung und Bewegung unterbrochen wurde, bald auswendig, und die andern wag-

ten gar nicht sich ihr zu nähern, so daß ihre Reize wahrscheinlich ungeliebt verblüht sein würden (denn sie hatte mit sechsundzwanzig Jahren noch kein Herz zu gewinnen gewußt), wenn nicht Graf Rauheim noch kurz vor dem Verblühen um ihre Hand angehalten hätte. Wie er dazu gekommen, wußte er selbst nicht recht mehr. Er hatte lange ein lockeres Leben geführt, durch Spiel und kostspielige Passionen sein ungeheueres Vermögen zerrüttet. Eine alte Tante, die er noch zu beerben hoffte, wünschte ihn zu verheirathen, um einen gesetzten Mann aus ihm zu machen und glaubte zu diesem Zwecke keine passendere Frau für ihn finden zu können, als das sittige Fräulein Léontine, welche, rechtzeitig von den wohlwollenden Plänen der alten Gönnerin in Kenntniß gesetzt, Alles aufbot sie zu verwirklichen. Ihre bis dahin so kalte Brust schien plötzlich in wunderbarer Leidenschaft aufzulodern. Der Graf hatte Léontine früher nie gesehen und ließ sich leicht einreden, daß sie glühend in ihn verliebt sei. Sie wußte ihm geschickt ihren letzten Blüthenstaub in die Augen zu streuen; die Wünsche der reichen Tante gaben den Ausschlag und — Léontine wurde seine Gemahlin.

Sie war als Braut so schwärmerisch, so schmachtend, so weich, daß Viele, welche sie früher für kalt hielten, glaubten sich in ihr geirrt zu haben, und daß bei der pomphaften Vermählung die Ueberzeugung vorherrschte: hier sei wirklich einmal das in der großen Welt so seltene Schauspiel einer Heirath aus wahrer Liebe geboten.

Jedenfalls war der Graf schon nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise ganz anderer Meinung.

Fünftes Kapitel.

Neue Prüfungen für Ernst. — Ida.

Wir verlassen den Grafen auf ein Kurzes, um zu Ernst zurückzukehren, der nach dreimonatlichem Aufenthalt im Schlosse zum Erstenmale ausführlichere Nachricht von seiner Mutter erhielt. Er hatte ihr jede Woche geschrieben und auch auf den ersten Brief, der ihr so gute Nachrichten brachte, gleich eine kurze Antwort erhalten, worin sie ihre Freude ausdrückte über seine Mittheilungen, verschiedene Gründe anführte weßhalb die mit dem Vater vorzunehmende Augenoperation noch einige Wochen hinausgeschoben werden müsse und damit schloß, daß es ihr und dem Vater ein großer Trost sei, ihn so gut aufgehoben zu wissen. In seinen spätern Briefen hatte er nun, um die Eltern nicht zu beunruhigen, sorgfältig vermieden, von den Unannehmlichkeiten zu schreiben, die er inzwischen erfahren; doch herrschte in diesen Briefen natürlich eine

ganz andere Stimmung als in dem ersten, und das bange Mutterherz errieth leicht den wahren Grund dieser Veränderung. Der Tag, auf den alle Hoffnungen der Familie gesetzt waren, der Tag der Operation des blinden Mannes brach an, und ging unglücklich vorüber. Sie hatte von vornherein wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg gehabt und ertrug das Eintreffen des Befürchteten mit Fassung, während dem armen Leidenden die schreckliche Gewißheit, die Sonne nie wiederzusehen, fast zur Verzweiflung brachte und ihn ein paar Wochen auf's Krankenlager warf. Hievon schwieg sie gegen Ernst und schrieb diesem überhaupt erst, als alle Gefahr vorüber war und sie ihm die Zeit ihrer Rückkehr genau bestimmen konnte. Ihr langer Brief schloß folgendermaßen:

„Nun, nach dem Berichte dieser neuen schweren Prüfung die Gott uns auferlegt, noch ein Wort über Dich, mein liebes Kind! Es ist mir nicht entgangen, daß die ersten freundlichen Eindrücke Deines Aufenthalts im Rauheim'schen Schlosse bald entgegengesetzten Gefühlen gewichen sind. Ich sehe das mehr aus dem

was Du mir verschweigst, als aus dem was Du schreibst. Ich will, ich muß Dich bald nach meiner Rückkehr wiedersehen, damit Du dein Herz gegen mich ausschütten kannst und ich mich überzeuge, ob es rathsam ist, Dich länger dort zu lassen, oder nicht. Denn so schwer es uns auch wird, Dich in einer Deinen Fähigkeiten angemessenen Weise zu erziehen, so möchte ich Dich doch um Alles in der Welt nicht in einer Umgebung wissen, wo Deine Seele Schaden nähme, oder Deine geistige Entwicklung nicht gefördert würde. Du stehst jetzt in den Jahren die für das ganze Leben entscheidend sind. Noch ist Dein Herz unverdorben; möge es der Himmel so erhalten! Denn alles wahre Glück kommt von innen und aller Glanz und Reichthum sind nichts, wenn die innere Quelle des Glücks getrübt ist. Wer immer bestrebt ist treu seine Pflicht zu thun und das Vertrauen auf Gott nicht verliert, kann nie ganz unglücklich werden, trotz allen Prüfungen die der Himmel uns auferlegt. Ich habe das erfahren! Nun, mein Herzenskind leb' wohl für heute. Ende dieser Woche reisen wir ab. In der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen küßt Dich tausendmal

Deine Mutter."

Ernst war tief erschüttert als er den Brief gelesen, den er mit glühenden Lippen küßte, während ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Er mußte sich einmal recht ausweinen und eilte in sein Zimmer, um allein zu sein. Im Korridor begegnete ihm die kleine Comteß Ida, die seine Hand ergriff und ihn theilnehmend fragte: „Warum weinst Du, lieber Ernst? (ihr selbst wurden bei den Worten die Augen feucht). Ich kann Dich nicht weinen sehen; Du bist immer so gut gegen mich, und ich bin Dir auch gut!"

„Mein blinder Vater hatte sich so sehr darauf gefreut wieder sehend zu werden; nun ist die Operation die ihm das Augenlicht wiedergeben sollte, mißlungen; er muß blind bleiben sein ganzes Leben lang, und das macht mich traurig."

„Woher weißt Du denn, daß er immer blind bleiben muß?"

„Meine gute Mutter hat mir's geschrieben; ich habe eben erst den Brief bekommen."

„Kann der liebe Gott Deinen Vater nicht wieder sehend machen?" fragte sie, treuherzig zu ihm aufblickend . . . „o, der liebe Gott kann das gewiß! Ich will alle Tage zu ihm beten, daß er es thue.

Du mußt aber auch nicht mehr weinen, lieber Ernst!“

Und so sprang sie davon, um ihre eigenen Thränen vor ihm zu verbergen. Er sah dem lieblichen Kinde nach, dessen Begegnung ihm immer einen förmlich weihevollen Eindruck machte, so rein und holdselig erschien sie ihm. Kam ihm das Schloß noch als die Stätte eines höheren irdischen Daseins vor, so war es, weil sie darin wohnte. Die Stunden, die er mit ihr gemeinsam hatte (wie den Zeichnenunterricht) waren ihm wahre Feierstunden, auf welche er sich schon lange vorher freute und um derentwillen er manches Unangenehme leichter verschmerzte. Auch die flüchtige Begegnung die er eben mit ihr gehabt, verfehlte nicht, einen beruhigenden Einfluß auf ihn zu üben. Er ahnte wohl nicht dabei, welchen stürmischen Tag diese liebliche Morgenröthe ihm heraufführen sollte.

Kaum hatte er ein ruhiges halbes Stündchen nachdenkend in seinem Zimmer gesessen, als die Glocke zum Frühstück läutete.

Die Gräfin, die er auf das Artigste begrüßte, zeigte sich heute absonderlich barsch und hochmüthig

gegen ihn, so daß Ida, besorgt um ihn, förmlich ängstlich zu ihr emporschaute. Es war der edlen Dame deutlich anzusehen, daß sie etwas auf dem Herzen hatte und noch schwankte, ob sie sich davon befreien solle, oder nicht.

Nach dem Frühstück wollte Arthur mit Ernst ausfahren, aber während jener in den Stall ging, um nach den Pferden zu sehen, wurde dieser plötzlich in das Kabinet der Gräfin beschieden.

Er fragte, sie offen ansehend, was sie zu befehlen habe.

„Wagst Du noch, mir in's Auge zu sehen, frecher Knabe?" fuhr sie ihn an. „Ich habe mich sehr in Dir geirrt, habe Dich für weit besser gehalten als Du bist!"

Der arme Junge stand lautlos vor Staunen über diese seltsame Anrede.

„Du schweigst?" fuhr sie fort. „Ja, es ist am besten so! Ich wüßte auch nicht, was Du zur Entschuldigung Deines ruchlosen Benehmens vorbringen könntest!"

„Sie thun mir Unrecht, Frau Gräfin," sagte Ernst aufgeregt, „ich schwieg, weil ich nicht wußte was ich

zu Ihren Beschuldigungen sagen sollte; ich bin mir keiner Schuld bewußt, die Ihre Vorwürfe rechtfertigen könnte."

„Es ist zu arg!" hub sie wieder an, sich in immer größeren Eifer hineinarbeitend. „Also Du wagst zu leugnen, daß Du mich, meinen Gemahl, uns Alle hinter unserm Rücken verleumdet hast?"

„Wer Ihnen dergleichen gesagt hat," entgegnete er, sich beruhigend, „hat nicht die Wahrheit gesagt. Ich habe nie über Sie, noch irgend ein Glied Ihrer Familie, ein unehrerbietiges Wort gesprochen."

„Aber geschrieben! das ist noch schlimmer!"

„Auch nicht geschrieben."

„Das lügst Du!" fiel sie zornig ein.

„Ich lüge nicht; ich habe nie gelogen!"

„Auf wen sind denn die Anspielungen im Briefe Deiner Mutter gemünzt, wenn nicht auf mich und die Meinigen? Und wie könnte sie wagen so schlecht von mir zu denken, wenn Du ihr nicht durch verläumderische Aeußerungen über mich Anlaß dazu gegeben?"

„Von was für einem Briefe reden Sie, Frau Gräfin?" fragte Ernst im höchsten Staunen.

„Nun, von dem Briefe, den Du heute bekommen hast! Von welchem denn sonst!“

„Wie können Sie wissen, was darin steht? Ich habe ihn noch Niemanden gezeigt.“

„Glaubst Du denn, daß ich mich in meinem eigenen Hause von Deinesgleichen schmähen lassen werde, ohne Notiz davon zu nehmen?“ fragte sie hochmüthig.

„Also Sie haben den Brief meiner Mutter gelesen, bevor er in meine Hände gelangte?“

„Natürlich habe ich das! Auch den früheren Brief Deiner Mutter habe ich gelesen, wie Recht und Pflicht mir gebot.“

„Niemand kann das Recht und Niemand die Pflicht haben, Briefe die nicht für ihn bestimmt sind, heimlich zu erbrechen, heimlich zu lesen und dann heimlich wieder zu schließen, als ob nichts geschehen wäre. Schon diese Heimlichkeit bezeugt das große Unrecht das dadurch begangen wird, denn was recht und erlaubt ist, braucht sich nicht zu verbergen!“ sprach Ernst mit einer Entschiedenheit, als ob er schon hundert ähnliche Fälle zu behandeln gehabt hätte, während es doch das Erstemal war, daß ihm dergleichen begegnete, und er noch

nie darüber nachgedacht hatte, ob es erlaubt sei die Geheimnisse Anderer zu erspähen, oder nicht.

„Wie wagst Du, mir so zu reden," fuhr ihn die Gräfin an, „als ob ich nicht besser wissen müßte als Du, was Recht und Unrecht sei? Aus dem ersten Briefe Deiner Mutter an Dich glaubte ich schließen zu können, daß Du ein dankbares Gemüth hättest und die Wohlthaten zu würdigen wüßtest, die wir Dir hier erweisen; aus dem heutigen Briefe aber sehe ich, wie sehr ich mich in Dir geirrt habe. Doch ich thue Dir schon zu viel Ehre an, überhaupt mit Dir zu sprechen. Auf was hat denn so ein Bettelkind wie Du ein Recht zu pochen? Fort aus meinen Augen!"

„Daß ich arm bin, ist nicht meine Schuld; aber daß Sie mir Unrecht thun, ist Ihre Schuld, die Gott Ihnen vergeben möge!" rief Ernst, in höchster Aufregung das Zimmer verlassend, mit dem Entschlusse es nie wieder zu betreten.

Sechstes Kapitel.

Die Flucht vom Schlosse. — Ansichten eines Kindes und eines Juden über den Adel in Deutschland. — Das Pfarrhaus in Ebersdorf.

„Wo bleibst Du nur so lange?“ rief ihm auf dem Flur ungeduldig Arthur entgegen; „die Pferde sind längst angespannt.“

„Ich kann heute nicht mitfahren; frag' mich nicht, warum? Fahr' allein Arthur!“

„Ein närrischer Junge, daß er sich die Albernheiten meiner Mutter so zu Herzen nimmt“ — murmelte Arthur, dem Davoneilenden nachsehend und sich dann, nach einigem Schwanken, ob er ihm folgen, oder allein ausfahren solle, für das Letztere entscheidend.

Ernst ging auf sein Zimmer und packte in aller Eile sein kleines Bündel zusammen. In seinem Herzen und Kopfe ging es stürmisch genug her, doch

Eines stand ihm klar vor Augen: daß seines Bleibens in diesem Hause nicht mehr sein könne.

Mit zitternder Hand schrieb er einen Brief an die Gräfin, folgenden Inhalts:

Gnädige Frau Gräfin!

Das „Bettelkind", wie Sie mich zu nennen geruhten, will Ihnen nicht länger zur Last fallen. Da Sie mir offen gesagt haben, daß Sie mir zuviel Ehre anthun, mit mir zu sprechen, so sage ich Ihnen und den Ihrigen schriftlich Lebewohl. Alles, was mir Gutes und Liebes in diesem Schlosse geschehen ist, werde ich dankbar in mein Herz graben und alles Unliebe was Sie mir gesagt, zu vergessen suchen. Ich weiß noch nicht, wo ich bis zur Rückkehr meiner Eltern ein Unterkommen finden werde, doch vertraue ich auf Gott, der ja der Vater der Armen ist. Meine Sachen werde ich abholen lassen, sobald ich weiß, wohin damit.

2c. 2c. 2c.

Ernst Bleibtreu.

An Arthur und die Gouvernante, die sich immer sehr wohlwollend gegen ihn gezeigt, schrieb er ein paar besondere Zeilen, legte Alles auf sein Bündel und

verließ dann das Schloß, ohne Jemanden ein Wort weiter zu sagen. Als er eine halbe Stunde gewandert war, überlegte er, wohin er schließlich seine Schritte lenken solle. Nach einigem Nachdenken schien es ihm das Beste, seinen alten Lehrer aufzusuchen, der in einem, drei oder vier Stunden entlegenen Dorfe Pfarrer war, diesen um ein Obdach zu bitten und um Rath zu fragen, was weiter zu thun sei.

Er kannte den Namen des Dorfes, aber nicht den Weg dahin. Ein paar alte Weiber die vorübergingen, wußten ihm keine Auskunft zu geben und sonst war weit und breit Niemand zu sehen, den er hätte fragen können. So ging er denn auf gut Glück weiter.

Es beschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, sich so in der Welt allein zu wissen, ohne anderes Schutzdach als den blauen Himmel, der aber heute in seltener Reine und Wärme strahlte, für die späte Jahreszeit. Mehrere Tage lang war die ganze Gegend von dichten Nebeln verhüllt gewesen, die eine feuchte Kälte verbreiteten, viel empfindlicher als der Winterfrost. Nun hatte sich die Sonne endlich wieder durchgerungen und schien so glühend herab, als ob sie alles Versäumte auf einmal nachholen wollte.

Ernst erklomm eine Anhöhe, von wo er den letzten Abschiedsblick auf das Schloß werfen konnte. Sein Herz klopfte mächtig, als ob es Reue empfände über den schnellen Schritt den er gethan. Knüpfte sich an das Schloß, das dort jetzt im hellsten Sonnenschein vor ihm schimmerte, doch auch manche liebe, unauslöschliche Erinnerung! Wohnte doch das holdseligste Wesen darin, das seine Augen je gesehen und das er fortan nicht hoffen durfte wiederzusehen. Noch konnte er umkehren — Niemand würde seine Abwesenheit bemerkt haben — aber mit raschem Entschlusse wandte er das Auge ab und schritt rüstig fürbaß. Beim Hinuntersteigen der sich weit ausdehnenden, buschigen Anhöhe mußte er vorsichtig auftreten, um nicht auszugleiten, da in Folge der letzten Regenschauer und Nebel der Weg sehr schlammig und schmutzig war. Ein frischer Wind raschelte durch die sich schon herbstlich lichtenden Büsche und Bäume, und welke Blätter wirbelten durch die reine Luft. Sonst war Alles still. Ein paar Mal kam es Ernst vor, als ob er fernes Knarren von Rädern und Peitschenknallen hörte. Er spähete umher, ob sich nicht irgend ein menschliches Wesen fände, das ihm Auskunft über den einzu-

schlagenden Weg geben könne. Plötzlich hörte er hinter sich sprechen. Er sah sich um und erblickte Herrn v. Hirschsohn, der die Anhöhe vorsichtig herunter kam, neben sich einen Diener, welcher mit dem rechten Arm seinen Herrn stützte und auf dem linken Arm seinen Mantel trug.

Herr v. Hirschsohn erkannte Ernst auf der Stelle und fragte ihn freundlich, wohin ihn sein Weg führe.

„Nach Ebersdorf, zum Pfarrer;“ erwiderte Ernst.

„Nach Ebersdorf?“ wiederholte Herr v. Hirschsohn erstaunt. „Da hast Du ja eine ganz falsche Richtung eingeschlagen. Ebersdorf liegt nördlich vom Rauheim'schen Schlosse, und wir sind hier auf der südlichen Seite. Du wirst heute Ebersdorf schwerlich mehr erreichen können und besser thun umzukehren.“

Hierauf sagte ihm Ernst, daß er das Rauheim'sche Schloß verlassen habe, um nie mehr zurückzukehren.

Der alte Herr sah ihn mit seinen klugen Augen forschend an und wollte die Ursache wissen, die ihm Ernst offen in aller Kürze mittheilte.

„Also weißt Du nicht, wo Du diese Nacht bleiben sollst, wenn Du nicht nach Ebersdorf kommst?“

Ernst schüttelte nachdenklich mit dem Kopfe.

„Ich will Dir was sagen, komm' mit zu mir; Du kannst bei mir übernachten und wir wollen dann schon sehen, wie wir Dich morgen nach Ebersdorf schaffen. Mein Wagen kommt gleich nach; ich bin zu Fuß über die Anhöhe vorangegangen, der schlechten Wege halber, wo man leicht ümwerfen kann."

Ernst dankte gerührt für das gütige Anerbieten, begleitete den alten Herrn die Anhöhe herunter, mußte dann, als der Wagen nachgekommen war, mit einsteigen und langte nach einer Stunde glücklich auf dem Schlosse des Herrn v. Hirschsohn an.

Dieser ließ sich die ganze Geschichte noch einmal haarklein erzählen, that allerlei Kreuz- und Querfragen und veranlaßte ausführliche Wiederholungen der Hauptpunkte, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Alles auch wirklich sich so verhalte und ließ sich endlich auch noch den Brief von Ernst's Mutter zeigen, wonach ihm dann nichts mehr zur Befriedigung seiner Neugier übrig blieb.

„Merkwürdige Menschen, diese deutschen Aristokraten!" sagte er einmal über das andere. „Merkwürdige Menschen! Soll ich Dir sagen, wie sie mir vorkommen? Sie kommen mir vor wie ein todtes Kapital."

„Was ist das?“ fragte Ernst wißbegierig.

„Du weißt nicht, was ist ein todtes Kapital?“ fragte Hirschsohn im höchsten Erstaunen.

„Nein; das hat mir noch Niemand erklärt.“

„Will ich's Dir erklären; hab' ich's doch schon gewußt ehe ich fünf Jahr alt war, und . . . und ich kann Dir sagen, es ist das Wichtigste in der Welt zu wissen. Ein todtes Kapital ist ein Kapital was keine Zinsen trägt; ein Pfund was vergraben wird; ein Schatz, der aus bloßen Schaustücken besteht und gar keinen Nutzen bringt.“

„Es sind doch auch große Männer aus unserm Adel hervorgegangen,“ bemerkte Ernst.

„Ganz gewiß! Aber das sind Ausnahmen, welche von den Uebrigen gar nicht recht anerkannt werden. Die sogenannten ächten Aristokraten bei uns sind Menschen, welche blos von angeerbten, nicht von selbsterworbenen Ehren und Vorzügen wissen wollen. Wenn sich ein tüchtiger Mann hervorthut, nennen sie ihn einen Parvenü, weil sie nur Gewicht legen auf die todte Vergangenheit, nicht auf die lebendige Gegenwart. Ein ächter Aristokrat ist wie ein Feld, welches man brach liegen läßt zur Erinnerung an große Dinge, die

einmal darauf geschehen sein sollen, oder wie ein stehendes Wasser, dem es an Ab- und Zufluß fehlt. Da nimm Deinen Grafen von Rauheim! Was könnte der Mann thun mit seinen großen Mitteln, und er weiß vor Langeweile nicht wie er den Tag hinbringen soll. Und er ist noch einer von den Bessern, denn er ist nicht hochmüthig wie die Meisten. Ich könnte Dir hier aus der kleinen Provinz Dutzende nennen, die ein ganz unnützes Leben führen und nichts sind, als Aushängeschilder der Verdienste ihrer Ahnen."

„Aber es kommen doch unter den andern Ständen auch genug unnütze Menschen vor," entgegnete Ernst. „Ich habe oft gehört, daß Bauernstolz viel schlimmer sei als Adelsstolz, und nach meiner eigenen geringen Erfahrung zu urtheilen, muß ich gestehen, daß mit Ausnahme der Gräfin, die allerdings sehr hochmüthig und abstoßend ist, alle Aristokraten, welche das Rauheim'sche Schloß besuchten, mir weit freundlicher und weniger eingebildet vorkamen, als die kleinen Beamten in unserer Stadt."

„Vornehme Leute sind gern herablassend gegen Geringere; warum sollten sie gegen Dich nicht freundlich sein? Du hast ein offenes, hübsches Gesicht, ein

bescheidenes Wesen und stehst noch Niemanden im Wege. Hätte die Gräfin Dich an einem andern Orte gesehen und nicht als Gespielen ihres Sohnes bei sich gehabt, so würde sie auch freundlicher gegen Dich gewesen sein. Doch, setzen wir unser Gespräch bei Tisch fort; ich bin hungrig und ich sehe es ist schon aufgetragen. Wir werden allein sein, denn meine Familie ist schon vor einer Woche nach der Stadt zurückgekehrt."

Sie setzten sich zu Tisch und Ernst, aufgemuntert von dem alten Herrn, der ein besonderes Wohlgefallen an ihm zu finden schien, suchte noch Verschiedenes zu Gunsten des Adels vorzubringen, den er schon deswegen als eine höhere Menschengattung ansah, weil Comteß Ida dazu gehörte.

„Warum, rief er, wird ein Blumengarten, oder ein Park höhergestellt, als ein Rüben- oder Kartoffelfeld? Warum schätzt man den Adler, der den Menschen gar keinen Nutzen bringt, höher als die Gans, die Ente und Henne, die täglich Eier legen? Giebt es nicht edle Pferde, die man nie vor den Wagen spannt und die man doch mehr liebt und schätzt als die gemeinen Thiere, welche Wagen und Pflug ziehen

müssen? Und soll es nicht bei den Menschen auch solche Unterschiede geben?"

Der Alte lächelte und sprach: „Ich sehe, daß Du über die Sache schon mehr nachgedacht hast, als sonst Knaben Deines Alters zu thun pflegen und ich will Deine Gleichnisse gern gelten lassen. Ich will den Adel höher stellen als die geringeren Klassen, sofern er sich wirklich zu diesen verhält, wie ein schöner Park zum Kartoffelfeld, oder ein Adler zur Ente, oder ein edles Pferd zu einem gemeinen Pferde. Aber nun stell' Dir einmal vor, ein alter, lahmer, knöcheriger Gaul könnte sprechen und sagte zu einem schönen, leichtschenklichen, langbemähnten, von Kraft und Uebermuth strotzenden Pferde: wie kannst Du wagen, den Kopf so hoch zu halten, Dich so zu bäumen und Deinen Huf so stolz in die Erde zu prägen? Du bist doch nur ein gemeines Thier, trotz Deines feinen Halses, Deiner Lebenskraft und Deines mächtigen Schweifes; denn Du hast keinen Stammbaum von Deiner edlen Abkunft aufzuweisen. Ich aber stamme aus altenglischem Geblüt; meine Vorfahren waren mit Gold und Purpurdecken geschmückt und haben Könige getragen; Du mußt Dich vor mir beugen,

denn ich bin edler als Dir, wie mein sorgfältig geführter Stammbaum beweist."

Noch ähnliche Beispiele führte der Alte an, aber obgleich Ernst nichts Stichhaltiges dagegen einzuwenden wußte, blieb er innerlich doch fest überzeugt, daß solche Menschenblumen wie die kleine Gräfin Ida nur in aristokratischen Gewächshäusern gedeihen könnten.

Herr v. Hirschsohn stellte es ihm anheim, auf seinem Gute so lange zu bleiben, als es ihm dort gefalle. Ernst war tief gerührt durch die Güte des alten Mannes, allein es drängte ihn, seinen Lehrer wiederzusehen, um sich bei ihm Rath zu erholen, was in der kritischen Lage, in welche er so plötzlich gerathen war, zu thun sei. Herr von Hirschsohn ließ ihn ruhig gewähren und brachte ihn selbst in seinem Wagen nach dem Pfarrhause, wo er über das Wiedersehen des Zöglings mit seinem geliebten Lehrer, welcher Ernst auch innig zugethan war, eine herzliche Freude hatte.

Der Pfarrer war bald von allem Vorgefallenen genau unterrichtet, er begriff und billigte vollständig den entscheidenden Schritt seines Zöglings und erbot sich diesen bis auf Weiteres ganz bei sich zu behalten,

womit auch Herr von Hirschsohn, auf den der Pfarrer durch sein offenes, schlichtes Wesen einen außerordentlich guten Eindruck gemacht, sehr einverstanden war.

Es wurde Ernst ein kleines Zimmer angewiesen, wo er sich gleich heimisch fühlte und es sein erstes Geschäft sein ließ, seiner Mutter den ganzen Hergang der Sache ausführlich zu berichten.

Während dieser Zeit hatte Herr von Hirschsohn folgende Unterhaltung mit dem Pfarrer:

„Lieber Herr Pfarrer, entschuldigen Sie mich, wenn ich eine indiscrete Frage an Sie richte: Haben Sie Vermögen, oder leben Sie blos von Ihrem Gehalte!"

„Ich habe kein Vermögen," erwiderte der Pfarrer, einigermaßen betroffen, doch nicht recht wissend, wie er die Frage zu deuten habe.

„Dann sind Sie ein bewundernswürdiger Haushälter; ich weiß wie hoch sich der höchste Gehalt eines Pfarrers hier in der Gegend versteigt und bin erstaunt, was mit einem so geringen Einkommen durchzusetzen ist. Ihr Haus ist so wohnlich und hübsch, Ihr Garten so gut in Ordnung gehalten; es weht hier eine Luft des Friedens und Wohlbehagens."

„Das habe ich hauptsächlich meiner lieben Frau

zu verdanken, welche bis jetzt ohne Muttersorgen, da ich leider noch kinderlos bin, ihre ganze Thätigkeit in den Stunden wo ich nicht bei ihr sein kann, auf die Ordnung des Hauswesens richtet, und trotz der Behaglichkeit, in welcher wir leben, noch immer einen Sparpfennig für unvorhergesehene Fälle zurück zu legen weiß.

„Wunderbar, wunderbar! Ihr Gehalt beläuft sich, wenn ich nicht irre, auf dreihundert Thaler?"

„An baarem Gelde, allein wenn ich Alles zusammen rechne, kommen wohl vierhundert fünfzig Thaler heraus."

„Also vierhundert fünfzig Thaler. Aber wenn Sie jetzt unsern jungen Freund bei sich behalten, werden die Sparpfennige aufhören, denn die Unterhaltung eines Menschen kostet Geld und ich glaube nicht, daß seine Eltern im Stande sein werden, Ihnen Ihre Auslagen zu ersetzen."

„Darauf habe ich auch wirklich nicht gerechnet," sagte der Pfarrer treuherzig; „ich habe den Jungen lieb, und wo zwei satt werden, wird auch wohl noch ein Dritter satt."

„Aber der Knabe muß sich doch beschäftigen; er muß Unterricht haben . . . .“

„Den werde ich ihm selbst ertheilen; ich werde schon Zeit finden ein paar Stunden täglich mich mit ihm zu beschäftigen. Er ist fleißig und geweckten Geistes und hat mir immer das Unterrichten leicht gemacht.“

Der alte Herr wollte etwas erwidern, aber er hielt sich zurück, er hatte nicht den Muth mehr, das zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag. Der eigentliche Grund, weßhalb er diese Unterredung mit dem Pfarrer eingeleitet hatte, war gewesen eine passende Gelegenheit zu finden, ihm ein Päckchen Banknoten einzuhändigen, um damit die für Ernst nöthigen Ausgaben zu bestreiten. Er hielt während der Unterredung die Brieftasche mit den Banknoten in der Hand hinter sich und steckte sie zuletzt ganz heimlich wieder in die Tasche. Es schien ihm eine Beleidigung zu sein, diesem Manne unter diesen Umständen Geld anzubieten. Er bat um die Erlaubniß, der jungen Frau des Hauses vorgestellt zu werden, die ihm außerordentlich wohlgefiel. Er sagte ihr einige aus dem Herzen kommende und freundlich aufgenommene Artigkeiten,

bat um die Erlaubniß gelegentlich einmal wieder vorsprechen zu dürfen, verabschiedete sich freundlich von dem Ehepaar und seinem jungen Schützlinge und fuhr in Gedanken versunken nach seinem Landgute zurück.

Von Zeit zu Zeit holte er wie unwillkürlich die Brieftasche hervor, ließ die darin liegenden Banknoten zwischen den Fingern knittern, dabei jedes Mal die Worte murmelnd: „wunderbar, wunderbar; zum ersten Mal im Leben hab ich mein Geld nicht los werden können, und wär' es gerade diesmal so gern los geworden. Soll mir einer kommen und sagen, es gäbe keine guten Menschen mehr auf der Welt!"

Siebentes Kapitel.

Ein Versuch, den Flüchtling zur Umkehr zu bewegen.

Auf dem gräflichen Schlosse hatte die Flucht unsers jungen Freundes sehr verschiedenartige Eindrücke erzeugt. Die Gräfin war außer sich vor Zorn; die kleine Comteß Ida konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, aber sie weinte im Verborgenen, während Arthur, der Ernst als Spielkameraden doch sehr lieb gewonnen hatte, sich an den Gedanken gar nicht gewöhnen konnte, ihn künftig entbehren zu müssen, und seinem Schmerz und Unmuthe vor der Mutter lauten Ausdruck gab.

Als diese sich die Sache etwas reiflicher überlegt hatte, fand sie auch, daß es klüger sei freundlich einzulenken, und Ernst zur Rückkehr in das Schloß zu bewegen. Der Brief seiner Mutter hatte doch einen tiefern Eindruck auf sie gemacht, als sie sich selbst

gestehen wollte, und ihr dadurch etwas getrübtes Gewissen war die vornehmste Quelle des Zornausbruchs gegen den armen Jungen gewesen, wie denn Unzufriedenheit mit uns selbst, wenn wir nicht den Muth haben unsere eigene Schuld einzusehen und zu sühnen, uns immer ungerecht und gereizt gegen Andere macht. Der Unmuth der Gräfin steigerte sich auf's Höchste, als sie den Brief des jungen Flüchtlings gelesen hatte, den sie demüthigen wollte, und vor dem sie sich nun selbst gedemüthigt fühlte.

Indeß alle bessern Regungen machten in ihr immer bald wieder dem Hochmuthe und dem Eigennutze Platz. Hatte sie erst die Stimme des Gewissens durch Ausdrücke, wie: der nichtswürdige Bettelbube! wer hätte dieser Brut solche Impertinenz zugetraut! welch schwarzer Undank für die Liebe und Freundlichkeit, womit wir den in Armuth verkommenen Jungen in unser Haus aufgenommen! u. dgl. zu übertäuben gesucht, so folgten doch bald Erwägungen anderer Art. Sie fand, daß ein so junger und so niedrig geborner Mensch sie eigentlich gar nicht beleidigen könne, und sie machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß sein Brief sie in solche Aufregung versetzt hatte. Es ist nun einmal

so im Leben, sagte sie zu sich selbst, daß man auch zu höhern Zwecken des Gemeinen nicht entrathen kann; um Blumen zu ziehen, brauchen wir Dünger. Ich habe den Jungen nöthig für meinen Arthur und ich will ihn brauchen, so lange ich ihn brauchen kann!

Aber wo sollte sie ihn finden?

Er war, nach seinem Briefe zu schließen, ohne bestimmtes Ziel in die weite Welt hinaus gewandert und vielleicht auf dem besten Wege vor Hunger umzukommen, oder einer Zigeunerbande in die Hände zu fallen, die sich in der Umgegend aufhielt, oder sonst seinem Verderben entgegenzurennen.

Diese Betrachtungen versetzten sie in die lebhafteste Unruhe, welche noch vermehrt wurde durch das trotzige Auftreten Arthurs, der durchaus seinen Spielkameraden zurück haben wollte, dessen herzlicher Abschiedsbrief ihn sehr gerührt hatte. Dazu kam noch das traurige Gesicht Ida's und die vorwurfsvollen Blicke der Gouvernante, so daß die Gräfin im ganzen Schlosse keine Menschenseele fand, der sie sich hätte mittheilen können, um Entschuldigung oder Zustimmung zu finden. Selbst die Kammerfrau, der sie beim Ankleiden von dem Undank und der Impertinenz des jungen Flüchtlings

sprach, der sich so empfindlich gezeigt, als ob er ein leibhaftiger Prinz wäre, war zu keiner beifälligen Aeußerung zu bewegen, sondern hörte alles schweigend an mit einem Gesichte, auf dem deutlich zu lesen war: der brave Junge hat Recht gethan.

Bei dieser Gelegenheit klagte die Gräfin, wie sie immer zu thun pflegte, wenn sie mit ihrer Meinung allein stand, laut über das Verderben der Welt, in welcher gar keine Treue und Aufrichtigkeit mehr zu finden sei. Die edelsten Intentionen würden mißverstanden, die bestgemeinten Worte mißdeutet, der Rangunterschied außer Augen gesetzt und somit alle göttliche und menschliche Ordnung erschüttert.

Wer sie so hörte, hätte glauben sollen, daß die überall in der Welt verfolgte Tugend in der Brust der edlen Gräfin ihre letzte Zufluchtsstätte gefunden habe.

Am folgenden Tage athmete sie wieder hoffnungsvoll auf, als ein Bote von dem Pfarrer zu Ebersdorf ankam, um die Habseligkeiten des dort weilenden jungen Flüchtlings abzuholen.

Die gräfliche Familie saß gerade bei Tisch und die Gräfin rief, nachdem sie die Kunde von Ernst's Aufenthalte in Ebersdorf erhalten: „Wie freue ich mich,

daß der arme Junge gleich ein so gutes Obdach gefunden! Ich habe mich wirklich Tag und Nacht um ihn geängstigt, als ob er mein eignes Kind wäre und ihm seinen übereilten Schritt längst verziehen.

Die Gouvernante sah sie bei diesen Worten bedeutsam an, Ida athmete freudig auf, ihr einen dankbaren Blick zuwerfend; Herr Dämlich sagte: er ist im Grunde ein guter Junge! Arthur rief: Ich lasse gleich anspannen, um ihn wieder zu holen, willst Du mitfahren, Ida? Diese richtete einen fragenden Blick auf ihre Mutter, welche den günstigen Umschwung der Stimmung benutzend, allen Wünschen entgegenkam mit den Worten: „Ich bin gern einverstanden, daß Ida mitfährt, wenn Sie (zur Gouvernante gewendet) die Freundlichkeit haben wollen sie zu begleiten."

„Mit dem größten Vergnügen," erwiderte diese, „allein, wie ich Ernst beurtheile, zweifle ich sehr, daß er zurückkommen wird."

„Er muß!" rief Arthur.

„Wir werden ihn bitten," fügte Ida hinzu.

„Das wird wohl kaum nöthig sein," bemerkte mit wiederkehrendem Hochmuthe die Gräfin, welche schon glaubte des Guten zu viel gethan zu haben — „ich

hoffe er ist klug genug um einzusehen, was zu seinem Besten gereicht. Eure Versicherung, daß Alles vergeben und vergessen sein soll, wird genügen, ihn zu sofortiger Rückkehr zu bewegen."

Arthur hatte nicht die Geduld bis zum Ende des Mahles zu warten, der Wagen mußte gleich angespannt werden; Ida und die Gouvernante ließen sich leicht bewegen sofort aufzubrechen und die Gräfin mußte nachgeben, obgleich sie lange darauf bestand, daß die Fahrt erst am folgenden Morgen angetreten werden sollte, da es in Betracht der vorgerückten Jahreszeit schon zu spät sei, um noch bei Tage heimkehren zu können.

„Wir haben Mondschein," rief Arthur, „und wenn das auch nicht wäre, der Weg ist breit genug um selbst bei Nacht und Nebel sicher darauf zn fahren."

„Aber es ist schon drei Uhr," bemerkte die Gräfin, „und bis Ebersdorf sind es wenigstens drei Stunden."

„Wenn man zu Fuß geht!" warf Arthur ein, „mit meinen Pferden brauche ich kaum fünf Viertelstunden."

Und er eilte davon, ohne weiteren Abschied zu nehmen.

Im Pfarrhause zu Ebersdorf wurde man nicht

wenig überrascht durch die unerwartete Ankunft der gräflichen Equipage. Es war gerade Sonnabend und die Frau Pfarrerin mit der Magd beschäftigt bei geöffneten Fenstern Alles im Hause blank zu putzen und zu scheuern, während der Pfarrer in dem langgestreckten Laubgange seines Gartens auf- und abging mit einem Papier in der Hand, in welches er, laut vor sich hinsprechend, ab und zu flüchtige Blicke warf, um die Frühpredigt für den kommenden Tag zu memoriren. In einer andern Laube des Gartens saß Ernst mit einem Buche in der Hand, als plötzlich die Magd auf ihn zurannte und ihm mit den Worten: „Es ist Besuch da, die gräflichen Herrschaften von Rauheim! ich weiß nicht ob man den Herrn Pfarrer stören darf;" aus seiner Lectüre aufscheuchte.

„Geh nur Marthe," erwiderte er, mit schlotternden Knieen sich erhebend und vor Aufregung an allen Gliedern zitternd, „ich will's ihm schon sagen."

Marthe folgte seinen Worten, aber er selbst eilte ihr nach, um sie zu fragen, aus welchen Personen der Besuch denn eigentlich bestehe.

„Es sind die jungen Herrschaften, eine Dame und ein Bedienter," entgegnete sie, und wollte eben durch

die Gartenthür entschlüpfen, als durch dieselbe Thür die jungen Herrschaften, die Dame und der Bediente eintraten und auf Arthur zueilten; der vor Aufregung fast zu Boden gesunken wäre.

Die Pfarrerin hatte die Ankunft der Equipage, eben mit dem Putzen eines Fensters beschäftigt, noch rechtzeitig bemerkt, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen und schnell einige Ordnung in ihre Toilette zu bringen; während der Zeit war die Magd in den Garten gerannt und der gleich vom Bocke gesprungene Arthur hatte ein paar vorübergehenden Bauern die Pferde anvertraut, um in's Haus zu eilen und Ernst zu suchen. Inzwischen waren die Andern auch ausgestiegen, und mit dem erfolglos aus dem Hause wiederkehrenden Arthur nach dem Garten gegangen, wo die vorhin erwähnte Begegnung stattfand.

Gegen den Hochmuth und die Ungerechtigkeit der Gräfin hatte Ernst leicht die rechten Waffen gefunden; der Freundlichkeit Arthur's und den herzlichen Worten Ida's vermochte er nicht so leicht zu widerstehen. Doch sein Entschluß, nicht nach dem Schlosse zurückzukehren, war unwiderruflich gefaßt, und wie schwer ihm der Kampf auch wurde, er ging als Sieger daraus hervor.

Vergebens drückte Ida, bittend und flehend seine beiden Hände, vergebens suchte ihm Arthur klar zu machen, daß er sich ja um die Gräfin gar nicht zu bekümmern brauche, vergebens bot auch die Gouvernante, dem Versprechen getreu, welches sie der Gräfin gegeben, Alles auf, Ernst zur Rückkehr zu bewegen. Die Thränen standen ihm in den Augen; aber er blieb unbeugsam.

Inzwischen hatte sich auch der Pfarrer zu ihnen gesellt, der den jungen Gästen wie der Gouvernante einen äußerst vortheilhaften Eindruck machte, und sie einlud ihm in das Haus zu folgen, um eine kleine Erfrischung zu nehmen, welche die Frau Pfarrerin schnell besorgt hatte, die ihrerseits nicht lange auf sich warten ließ. Die beiden jungen gräflichen Sprößlinge schienen ihr ausnehmend zu gefallen, und Arthur benutzte ihre gute Stimmung um sie als Bundesgenossin für seinen Zweck, Ernst wieder nach Schloß Rauheim zu führen, zu gewinnen. Obgleich nun alle dahin zielenden Bemühungen vergebens waren, so fand die Pfarrerin doch einen vermittelnden Vorschlag, der allgemeine Zustimmung gewann. Er bestand darin, daß die jungen Gäste ihren Besuch in Ebersdorf doch

so oft als möglich wiederholen möchten, wo sie sich dann ja nach Belieben an Ernst's Umgang erfreuen könnten.

„Wenn Sie die Frau Gräfin recht freundlich bitten," sagte sie, „und Ihnen unsere Wohnung nicht zu bescheiden ist, so wird sie gewiß erlauben, daß Sie von Zeit zu Zeit hieher kommen und bei uns Ihr Absteigequartier nehmen; wir haben Raum im Ueberfluß."

Arthur bedankte sich freundlich für die Einladung und war eben im Begriff zu bemerken, daß er seine Mutter gar nicht um Erlaubniß zu fragen brauche um bald und oft wieder zu kommen, doch ein strafender Blick von Ida bewirkte, daß er seine Zunge zügelte und den angefangenen Satz in anderer Weise endete, als eigentlich seine Absicht gewesen war. Wenn er auch gerade keinen Ueberfluß an Geist besaß, so fehlte es ihm doch keineswegs an Schlauheit und Verstand und er begriff bald, daß er in diesem Pfarrhause eine andere Sprache reden müsse, als daheim im gräflichen Schlosse. Er hatte die größte Lust schon am folgenden Tage wieder zu kommen, unter dem Vorwande Ernst die zurückgelassenen Sachen zu bringen, welche

er nicht vergessen, sondern absichtlich nicht mitgenommen hatte, weil er fest darauf rechnete den Flüchtling zurückzubringen.

Die jungen Gäste konnten sich gar nicht wieder von der traulichen Pfarrwohnung trennen, wo es auch der Gouvernante sehr gut gefiel, welche sich angelegentlich mit dem Pfarrer unterhielt, während seine Frau ihre Aufmerksamkeit vornehmlich Arthur und Ida zuwandte. Doch endlich mußte aufgebrochen werden. Es war Ernst schwer um's Herz, als er der kleinen Ida einsteigen half und sie ihm zum Abschiede noch einmal warm beide Hände drückte. So hübsch und lieb wie heute, war sie ihm noch nie vorgekommen.

Inzwischen harrte die Gräfin mit banger Ungeduld der Rückkehr ihrer Kinder entgegen, die erst um eilf Uhr Nachts wieder im Schlosse eintrafen, und einen nichts weniger als freundlichen Empfang fanden, nicht allein weil sie spät, sondern auch weil sie ohne Ernst zurückkamen.

Die Gräfin konnte gar nicht begreifen, was man so lange im Pfarrhause getrieben habe, ohne den eigentlichen Zweck des Besuchs zu erreichen. „Denn," sagte sie, „wenn eine Dame meines Ranges sich herab=

läßt einen armen Jungen aus dem Volke, wie Ernst ist, um etwas zu bitten, so darf das nicht ohne Erfolg geschehen, weil man sich sonst nutzlos kompromittirt. Daß es so gekommen, daran ist lediglich die ungeschickte Ausführung meines Auftrages Schuld. Man hätte müssen dem frechen Jungen begreiflich machen, welch eine Ehre ihm durch Euren Besuch erwiesen wurde, und wenn ein solches Entgegenkommen unserseits ihn nicht auf der Stelle zur Umkehr bewegen konnte, so mußte man selbst gleich umkehren, statt ihn durch übertriebene Freundlichkeiten zu verwöhnen und in seinem jugendlichen Trotze zu bestärken. Den Kindern ist am Ende ein solcher faux pas zu verzeihen, aber Ihnen hätte ich doch etwas mehr Takt zugetraut," schloß sie mit einem vorwurfsvollen Blicke auf die Gouvernante.

Diese entgegnete kurz: „ich werde Ihren Vorwurf zurückweisen, Frau Gräfin, sobald sich mir Gelegenheit bietet, Sie allein zu sprechen, da ich es für einen Mangel an Takt halten würde, solche Dinge in Gegenwart der Kinder zu erörtern."

Damit zog sie sich zurück, und Ida folgte ihr, nachdem sie noch einen Abschiedskuß auf die Hand

ihrer Mutter gedrückt, während Arthur das Zimmer pfeifend verließ, ohne der Gräfin eine gute Nacht zu wünschen, die kaum noch Worte finden konnte, ihrer Aufregung Luft zu machen.

Achtes Kapitel.

Die kleine Französin.

Die Aufregung erreichte den höchsten Grad, als sie, das Fenster öffnend um ihre heiße Stirn der Nachtluft zu bieten, unbemerkt Belauscherin folgender Unterhaltung wurde, welche zwischen dem Bedienten, der eben mit dem Wagen von Ebersdorf heimgekehrt war, und ihrer Kammerfrau stattfand.

„Aber hast Du Dich nicht verhört, Johann? die französische Bonne mit dem Herrn Grafen auf Reisen gegangen, das ist ja doch unmöglich!“

„Wie soll ich mich verhört haben? wurde doch öffentlich im Wirthshause davon gesprochen, wo mich alle Leute fragten, ob ich nicht wüßte, wohin der Herr Graf gereist sei, und ob es wirklich wahr sei, wie man sich im Dorf erzählte, daß er beabsichtige, sich von der gnädigen Gräfin scheiden zu lassen, um die kleine Französin zu heirathen.“

„Welch ein Unsinn! der Graf denkt nicht daran.“

„Nun, natürlich nicht, das hab' ich auch gesagt. Aber daß er ein Verhältniß mit der kleinen Französin hat, ist sicher, denn soviel hab' ich heute wohl erfahren, daß er jedesmal, wenn er ohne Bedienten ausgeritten ist, den Weg nach Ebersdorf eingeschlagen und die Französin besucht hat.“

„Also das ist wirklich wahr? Die freche Person! wer hätte das gedacht, Du mußt mir morgen noch mehr von der Sache erzählen, ich muß jetzt fort um die Gräfin auszukleiden, es ist die höchste Zeit. Gute Nacht!“

Wie groß auch die Neugier der Gräfin war, mehr zu erfahren, und wie sehr sie das Bedürfniß fühlte ihrerseits mit der Kammerfrau eine Unterhaltung zu führen, so bezwang sie doch, ihren Stolz zu Hülfe rufend, die fieberhafte Aufregung, sprach beim Auskleiden von ganz gleichgültigen Dingen, klagte über Kopfschmerz, und entließ die Kammerfrau früher als gewöhnlich.

Wir überlassen sie den schmerzlichen Gefühlen, in welchen sie eine unglückliche, schlaflose Nacht verbrachte, um unsere Betrachtungen dem Grafen zuzuwenden,

der nun schon über einen Monat von Hause entfernt war, ohne von sich hören zu lassen.

Als er das Schloß verließ, fuhr er mit seinem Wagen in die nächste Stadt, um von dort die Reise auf der Eisenbahn fortzusetzen. Statt dies aber gleich zu thun, ließ er erst die kleine Französin in einem Miethwagen aus Ebersdorf holen, welche ihn bis Homburg, wo er sich ein paar Tage aufhalten wollte, begleiten sollte, da er ihr schon lange versprochen hatte, sie durch eine kleine Badereise für die Entbehrungen des langen Aufenthalts in Ebersdorf, wo sie ohne allen Umgang lebte, zu entschädigen.

So diskret die kleine Französin war und so unbeholfen sie sich im Deutschen ausdrückte, so hatte sie doch nicht umhin gekonnt ihrer Hauswirthin einige überschwängliche Andeutungen von den bevorstehenden Herrlichkeiten der Reise zu geben. Die Hauswirthin hatte ihrerseits den neugierigen Nachbarinnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit von der Sache gesprochen, und so war, auf leicht erklärliche Weise, im Dorfe die Sage entstanden, daß der Graf nichts Geringeres beabsichtige, als die kleine Französin zu entführen, woraus sich dann nach der Auffassung der

wackern Leute eine Scheidung von der rechtmäßigen Gemahlin von selbst ergeben mußte.

Anfangs schüttelte manches ehrbare Mütterchen zweifelnd den Kopf dazu; als nun aber wirklich eines schönen Morgens ein eleganter Reisewagen eintraf, Mademoiselle Amélie abzuholen, und diese nicht allein alle ihre kleinen Schulden richtig bezahlte, sondern auch der Hauswirthin, wie den Nachbarskindern noch kleine Geschenke machte, waren alle Zweifel zu Boden geschlagen. Durch eine Schreiberstochter aus dem Dorfe, welche bei einer Putzmacherin in der Stadt arbeitete, erfuhr man auch bald darauf, der Graf habe für Fräulein Amélie ein paar funkelneue Kleider machen lassen, so elegant, daß eine Königin sie hätte tragen können. So gesellte sich ein Wort zum andern um die oben erwähnte Dorfsage bis zu der Gestalt auszubilden, in welcher sie dem Rauheim'schen Bedienten, welcher den Aufenthalt seiner Herrschaft im Pfarrhause benutzt hatte, um sich einen Augenblick im Wirthshause umzusehen, zu Ohren kam.

Der Graf hatte allerdings die Reise mit Fräulein Amélie nicht eher antreten wollen, bis er ihrer Toilette einen etwas elegantern Anstrich gegeben, und er

freute sich zu sehen, daß ihr die neueste Mode so gut stand, und daß sie sich so vortrefflich in den ungewohnten Putz zu finden wußte, als ob die Natur sie zur großen Dame bestimmt hätte. Er schrieb diese angeborne Fähigkeit ihrer ursprünglich adeligen Abkunft zu, denn sie trug einen altadeligen Familiennamen, wie so viele französische Bonnen und Gouvernanten. In Homburg miethete er ihr eine elegante Privatwohnung, machte mit ihr Ausflüge in die Umgegend, und sie wußte ihn so gut zu unterhalten, daß er sich nur schwer von ihr trennte, um dem Stiftungsfest des landwirthschaftlichen Vereins, dem vorgeblichen Zweck seiner Reise, beizuwohnen, doch versprach er sobald als möglich zurückzukehren und noch ein paar vergnügte Wochen in Homburg mit ihr zu verleben. Vorher führte er sie noch in die elegantesten Läden, um ihre Toilette zu vervollständigen und war glücklich, als er von einem kleinen Ausfluge, den er allein nach Frankfurt unternommen, um bei einem Bankier Geld zu erheben, erfuhr, daß Fräulein Amélie während seiner Abwesenheit eine ihr sehr zusagende Bekanntschaft gemacht habe, in der Person einer höchst eleganten und scheinbar vornehmen Französin, welche auch ihm

außerordentlich gefiel. Er konnte nun um so beruhigter abreisen, da er die Zurückbleibende in bester Gesellschaft aufgehoben glaubte. Natürlich ließ er ihr ein hübsches Sümmchen zurück, um sie vor Verlegenheiten zu wahren.

Seine Abwesenheit dauerte länger, als ursprünglich in seinem Plane gelegen hatte, da er mit verschiedenen alten Freunden zusammentraf, welche ihn nicht sobald wieder losließen.

Als er nach etwa vierzehn Tagen wieder in Homburg eintraf, erschien ihm Mademoiselle Amélie so zu ihrem Vortheil verändert, daß er seinen Augen kaum traute. Sie hatte unter der Leitung der Baronin Du Clou, wie ihre Freundin sich nannte, ganz die Allüren einer großen Dame aus der Demi monde angenommen und schien sich in ihrer neuen Rolle vortrefflich zu gefallen.

Ihre Garderobe war zu einem sehr reichhaltigen Kleidermagazin angewachsen, worin die Kleider, welche er selbst besorgt hatte, nur einen sehr untergeordneten Rang einnahmen.

Der Zufall wollte, daß sie mit ihrer Freundin an ihm vorbei fuhr, ohne ihn zu bemerken, als er vom

Bahnhof zu Fuß in sein Hôtel ging; sie lag nachlässig in einer eleganten Equipage hingegossen an der Seite ihrer Freundin, mit sehr viel Grazie einigen Herrn freundlich zuwinkend, welche sie im Vorübergehen begrüßten.

„Also schon Herrenbekanntschaften!" murmelte der Graf zwischen den Zähnen.

Als er sie eine halbe Stunde später in ihrer Wohnung aufsuchte, fand er sie in reichem Negligée mit ihrer Freundin bei einer Tasse Chocolade eine Cigarette rauchend, welche sie mit so graziöser Handbewegung hielt, als ob sie Jahrelang Studien dazu gemacht hätte. Sie trug einen persischen Schlafrock mit langen weiten Aermeln, der vorn offen stehend, das weiße, reich mit ächten Spitzen garnirte Unterkleid sehen ließ. Das schwarze Haar war unter einem Spitzenhäubchen in losen Wellen zurückgeschlagen.

So freundlich sie den Grafen auch empfing, so bemerkte dieser doch in ihrem ganzen Wesen eine auffallende Veränderung. Sie nannte ihn kurzweg mon cher ami und es wollte ihn fast bedünken, als ob sie ihre frühere zärtliche Unterwürfigkeit völlig abgestreift habe, und auf dem besten Wege sei, ihn von

oben herab zu behandeln. Er konnte sich nicht enthalten nach den Herren zu fragen, welche sie unterwegs gegrüßt, und erfuhr, daß der eine Prinz S. und der andere der Marquis T. gewesen sei; beide, wie er wußte, ein paar ziemlich verrufene Namen.

„Wie kommen Sie zu diesen Bekanntschaften?“ fragte er betroffen.

„Sie sind doch nicht gar eifersüchtig,“ warf die Freundin Amélie's etwas spöttisch ein.

„Die Eifersucht ist bisher mein Fehler nicht gewesen, aber ich wünschte doch, daß Mademoiselle Amélie den Kreis ihrer Bekannten hier nicht zu weit ausdehne.“

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann ein, ein paar Kästchen mit Handschuhen unterm Arme tragend und scheinbar unentschlossen beim Anblick des Grafen, ob er seine Waare jetzt vor den Damen ausbreiten solle oder nicht.

„Vielleicht störe ich,“ sagte er, bei der Thüre stehen bleibend.

„Durchaus nicht,“ rief die Baronin, „lassen Sie uns die Handschuhe nur sehen. C'est ça, c'est bien ça! Sie entschuldigen, fuhr sie dann zum Grafen

gewendet fort, daß wir uns in Ihrer Gegenwart mit solchen Dingen beschäftigen, aber Amélie hat so lange auf dem Lande gelebt, daß man ihr in Sachen der Toilette ein bischen nachhelfen muß; denken Sie nur lieber Graf, sie trägt bei unsern kleinen ländlichen Ausflügen immer Glacéhandschuhe; mais ça n'a pas de cachet. Dies hier ist die richtige Sorte," sagte sie, ein Päckchen Handschuhe von feinem dänischen Leder aus dem Kästchen nehmend, „voilà qui donne du cachet à une toilette champêtre."

In ähnlicher Weise wurde der Graf den ganzen Tag unterhalten, wozu noch kam, daß in seiner Gegenwart drei bis vier junge Herren den Damen ihre Aufwartung machten, und nicht blos die Baronin, sondern auch Fräulein Amélie behandelten wie eine alte sehr intime Bekannte.

Als der Graf mit Amélie wieder allein war, konnte er in seiner keineswegs rosenfarbigen Laune sich nicht enthalten ihr zu bemerken, daß er an ihrer Metamorphose wenig Gefallen finde.

Sie blieb ihm eine passende Antwort nicht schuldig und es kam zu sehr unliebsamen Erörterungen, wobei dem Grafen das Thörichte seines Verhältnisses mit

Amélie zum erstenmal recht lebhaft vor die Augen trat. Der dadurch erzeugte innere Unmuth verbitterte auch seine Ausdrücke und selbst die reichlich vergossenen Thränen Amélie's vermochten ihn nicht zu entwaffnen. Sein Unmuth erreichte den höchsten Grad, als ihm am folgenden Morgen beim Frühstück, welches er diesmal allein einnahm, Rechnungen im Belaufe von etwa 5000 fl. überreicht wurden. Das Geld, welches er Amélie hinterlassen hatte, war nach seiner Meinung hinreichend gewesen, daß sie bei einiger Sparsamkeit hätte ein ganzes Jahr damit auskommen können. Und nun dazu 5000 fl. Schulden in einer so kurzen Spanne Zeit! Das Schlimmste war noch, daß er sich auf einen solchen Fall gar nicht vorgesehen hatte, und auf ganz besondere Mittel und Wege sinnen mußte, um das Geld aufzubringen.

Als er in voller Entrüstung zu Amélie eilte, um sie wegen ihrer Verschwendung zur Rede zu stellen, antwortete diese ganz ruhig: Ereifern Sie sich nicht, Herr Graf; ich bin es müde, mich mit Ihnen zu zanken; — was hat Sie bewogen, mich aus der bescheidenen Sphäre, in welcher ich früher gelebt habe, herauszureißen, wenn nicht Ihr eigner Entschluß?

Den Versicherungen Ihrer Liebe glaubend, habe ich, als ein thörichtes Mädchen, das ich war, Ihnen meine Ehre, mein ganzes Lebensglück geopfert, für Sie dahin gegeben was durch all' Ihren Reichthum nicht aufgewogen werden kann. Habe ich in der stillen Einsamkeit von Ebersdorf jemals irgend welche Ansprüche an Ihre Freigebigkeit gemacht? dort konnte ich still und armselig leben, dort that ich's, ohne mich zu beklagen. Aber hier an diesem üppigen Badeorte, wohin Sie mich aus freien Stücken geführt haben, werden ganz andere Anforderungen an mich gestellt, wenn ich als Ihre Freundin, eine Ihrem Range entsprechende Stellung einnehmen soll. Sie haben mich selbst an den verhängnißvollen grünen Tisch geführt, und mir dann, bauend auf das Glück, welches sich damals mir günstig zeigte, eine kleine Summe zur Verfügung gestellt, um es weiter zu versuchen. Es hat mir den Rücken gekehrt, die Aufregung wuchs mit dem Verluste, so daß ich zuletzt Alles verlor, was ich hatte. In dieser Verlegenheit stand mir die Baronin Duclou freundschaftlich zur Seite und bot mir nicht allein ihre Börse an, sondern eröffnete mir auch Credit überall, wo ich dessen bedurfte. „Der Graf," sagte meine

Freundin, „ist ein Edelmann, und auf einen Edelmann kann man bauen.“ Und jetzt machen Sie mir Vorwürfe, weil ich in Ihrer Abwesenheit ein paar tausend Gulden Schulden gemacht habe! Glauben Sie nicht, daß ich als Bettlerin vor Ihnen erscheinen werde. Meine Ehre konnten Sie mir nehmen, mein Ehrgefühl können Sie mir nicht nehmen! Wollen Sie die Bagatelle nicht bezahlen, wollen Sie nicht als Edelmann gegen mich handeln, so wird das Prinz S. für Sie thun, der mir die glänzendsten Anerbieten gemacht, ohne je eine andere Gunst von mir erfahren zu haben als einen Kuß auf meine Hand. —

Der Graf fand es nach diesem beredten Ergusse, der ihn so überraschte, daß er kaum etwas darauf zu erwidern wußte, gerathen, freundlich einzulenken. Er entschuldigte seine Aufregung durch die finanzielle Verlegenheit, in welcher er sich augenblicklich befinde, und in welcher er sich kaum zu rathen und zu helfen wisse, worauf Amélie entgegnete, daß die Baronin für solche Fälle eine vortreffliche Rathgeberin sei, da sie ausgedehnte Verbindungen habe, und dadurch, nach ihren Erzählungen zu schließen, schon manchem großen Herrn aus momentaner Verlegenheit geholfen.

So erwies es sich denn auch in der That.

Obgleich der Graf Anfangs vor dem Gedanken zurückbebte, Vortheil aus den „Verbindungen" der Baronin zu ziehen, so ließ er sich doch bald bereit dazu finden, weil ihm kein anderes Mittel übrig blieb. Noch im Laufe desselben Tages fand sich ein Herr bei ihm ein, der ihm 10,000 fl. vorstreckte auf einen Wechsel von 15,000 fl.

Falsche Begriffe von Ehre haben schon manchen großen Herrn zu den ehrlosesten Handlungen getrieben.

Wenn der Graf den Muth gehabt hätte, sich ernstlich über sich selbst klar zu werden, so würde er bald zur Einsicht seiner verderblichen Thorheit gekommen sein, allein er war leider zu wenig an reine Stimmungen und Verhältnisse gewöhnt und so ließ er sich leicht weiter treiben auf der einmal betretenen Bahn des Leichtsinns. Wir wollen ihm nicht darauf folgen, wollen die unwürdigen Scenen, in welchen er eine Rolle spielte, hier nicht ausmalen, sondern den Schauplatz unserer Erzählung wieder nach Rauheim verlegen, wohin der Graf erst nach sechs Wochen zurückkehrte, in einer keineswegs beneidenswerthen Gemüthsverfassung.

Während der Heimkehr dachte er an nichts Anderes, als einen passenden Vorwand seines langen Ausbleibens zu ersinnen, und zerbrach sich lange vergebens den Kopf darüber, wie er es anfangen solle seiner Gemahlin einen möglichst vortheilhaften Bericht über seine Thätigkeit beim landwirthschaftlichen Verein zu geben. Er fürchtete sich seine eigene Schwelle zu betreten und war, als er vor dem Schlosse anlangte, immer noch nicht mit sich im Reinen was er sagen sollte. Die ersten Personen deren er ansichtig wurde, waren Ida und die Gouvernante, welche eben durch den Park von einem Spaziergange zurückkehrten. Er drückte das holde Kind bewegt an seine Brust und ein Blick aus den reinen kindlichen Augen versenkte alle seine lügenhaften Vorsätze wieder in den dunkeln Winkel des Herzens, woraus sie aufgestiegen waren. Er nahm Ida bei der Hand, um sich von ihr wie von einem Schutzengel zur Gräfin geleiten zu lassen, die ihn aber schon vom Fenster aus bemerkt hatte, und das Fenster öffnend dem Kinde befahl bei der Gouvernante zu bleiben. Er grüßte freundlich hinauf, erhielt aber nur einen stolzen frostigen Blick zur Antwort; und als er dann selbst in's Zimmer seiner

Gemahlin trat, und sie in die Arme schließen wollte, wandte sie sich stolz hinweg mit den Worten: „Spare Deine Küsse auf für Fräulein Amélie. Ich weiß Alles."

Er stand wie vom Blitz getroffen vor ihr. Er mußte allerdings glauben, daß sie Alles wisse, obgleich sie in der That nichts wußte, als was sie in jener Nacht, vom Fenster aus, erhorcht hatte. Im Gefühl seiner Schuld empfand er aufrichtige Reue, bat seine Frau in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung und gab ihr auf alle ihre Fragen ehrlich Antwort.

Wäre in dieser Stunde das Herz der Gräfin aufgethaut, hätte sie vergeben und vergessen können, so würde diese Stunde ein Wendepunkt ihres und seines Lebens geworden sein, der Beide zu neuem Glück geführt hätte, denn die Reue des Grafen war aufrichtig und der Nachgeschmack des Homburger Taumels zu bitter, als daß ihn nach einer Wiederholung desselben gelüstet hätte. Allein die tugendherbe Gräfin konnte nicht vergelen und vergessen und legte in dieser Stunde nicht den Grund zu einer Versöhnung mit ihrem Gemahl, sondern zu einer Entfremdung, welche nichts gut machen und das vorhandene Uebel nur steigern konnte.

Fortan lebten die beiden Gatten nicht mehr mit einander, sondern neben einander und einen guten Theil des Jahres hindurch fern von einander, denn dem Grafen wurde unter diesen Umständen der Aufenthalt im Schlosse unerträglich, aber er gewöhnte sich daran die Gräfin ebenso barsch zu behandeln wie sie ihn, und machte häufig längere Ausflüge, ohne sich um sie zu kümmern.

Neuntes Kapitel.

Ein Umschwung in allen Verhältnissen.

Inzwischen lag Ernst im Pfarrhause zu Ebersdorf eifrig seinen Studien ob, um das Versäumte nachzuholen und sich für die Universität vorzubereiten, obgleich er noch nicht wußte, woher er die Mittel zum Studiren nehmen sollte. Seine Eltern waren von Berlin in die Stadt zurückgekehrt; er hatte dort acht Tage mit ihnen verlebt, aber nur traurige Eindrücke empfangen in Folge des bejammernswerthen Zustandes seines Vaters, zu dessen Blindheit sich noch ein anderes schmerzhaftes Leiden gesellte, dem der vielgeprüfte Mann noch vor Ablauf des Jahres zum Opfer fiel. Ernst war untröstlich, er verlebte wieder vier Wochen bei seiner Mutter, die ihr Unglück mit wahrer christlicher Dulderkraft ertrug, und nun ihre ganze Sorgfalt und Liebe ihren Kindern zuwandte.

Der Pfarrer bestand darauf, daß Ernst nach Ebers-

dorf zurückkehre, wo er noch anderthalb Jahre blieb und solche Fortschritte machte, daß er gleich hätte zur Universität abgehen können; doch war seine Gesundheit sehr angegriffen und der Arzt rieth ihm ernstlich ein halbes Jahr auszuruhen und für die Kräftigung seines Körpers zu sorgen.

Während dieser ganzen Zeit kam Arthur ziemlich häufig nach Ebersdorf und brachte hin und wieder auch Ida und die Gouvernante mit, was für Ernst jedesmal ein Festtag war. Anfangs hatte die Gräfin nicht zugeben wollen, daß dem eigensinnigen Ernst die Ehre der Fortsetzung des Verkehrs mit ihrem Sohne gestattet werde; da sich dieser aber sehr wenig um die Verbote der Mutter kümmerte, so hielt sie es für klüger nachzugeben.

Zuweilen ließ sich auch der alte Herr von Hirschsohn in Ebersdorf sehen und lud das junge Ehepaar mit Ernst auf sein gastliches Gut ein, wo sie sehr vergnügte Tage verlebten, obgleich die Gemüthsstimmung unsers jungen Freundes mehr und mehr eine ernste und trübe wurde. Die häuslichen Leiden und Sorgen, deren Zeuge er so lange gewesen, die Erfahrungen im Rauheim'schen Schlosse, dann das peinliche

Gefühl jetzt ganz von der Gnade fremder Menschen zu leben, dazu die Leiden und der frühe Tod seines Vaters, endlich die traurige Aussicht in die Zukunft lasteten schwer auf seinem Gemüthe.

Dem alten Herrn von Hirschsohn blieb das nicht verborgen; er hielt aber eine strenge Schule des Lebens in der Jugend für kein Unglück, da er selbst eine solche durchgemacht hatte, und sich trotzdem jetzt eines glücklichen, behäbigen Alters erfreute. Er wünschte von ganzem Herzen Ernst's Wohlergehen und war auch geneigt, Opfer dafür zu bringen. Da er aber materiellen Wohlstand als die Grundlage alles irdischen Wohlergehens betrachtete, und nicht begreifen konnte wie der völlig mittellose Ernst auf der in Deutschland so dornenvollen Laufbahn eines Gelehrten zu solchem Wohlstand gelangen sollte, so ließ er ihn kurz vor seinem Abgang auf die Universität ein paar Tage zu sich auf sein Gut kommen, um über den zu wählenden Beruf eingehend mit ihm zu reden.

„Sieh, mein Sohn," sagte er, „Du bist jetzt mit einer Bildung ausgerüstet, welche Dich bei Deinem guten Verstande befähigt, nach jeder Richtung hin Tüchtiges zu leisten. Viele Wege die zu gutem Ziele

führen können, liegen vor Dir offen; Du hast noch die Wahl, welchen Du einschlagen willst; bedenke Dich wohl und übereile nichts, denn es ist besser, daß Du Dich noch ein ganzes Jahr besinnst, als daß Du in der Hast einen falschen Weg einschlägst. Du hast mir gesagt, daß es Dein Wunsch sei, Philosophie zu studiren; gewiß ein schöner Beruf, aber ein wenig einträgliches Geschäft, wenn man es ehrlich treibt, wie ich's bei Dir voraussetze. Wär's nicht gerathener, Du fingst damit an, Dir eine gesicherte Existenz zu gründen und dann erst Deiner Lieblingsneigung zu folgen?"

„Aber, wie soll ich das anfangen?"

„Dafür laß mich sorgen. Ich will Dir eine Stelle in meinem Geschäft geben, welche einträglich genug sein wird, Dich und die Deinen zu ernähren, und Dich lehren wird mit der Zeit selbst ein einträgliches Geschäft zu gründen. Auch Moses Mendelsohn war ein Geschäftsmann und dabei doch ein großer Denker und Philosoph, und Spinoza, einer der größten aller Philosophen, nährte sich von seiner Hände Arbeit, um unabhängig leben zu können und aus der Philosophie keinen Broderwerb machen zu müssen. Ich bin kein gelehrter Mann; mich hat das Leben geschult und

fleißiges Lesen, aber ich habe viel verkehrt mit gelehrten Männern und habe unter denen, die aus der Philosophie ein Geschäft machen, sehr gewöhnliche Köpfe gefunden; ich sage Dir aber, Moses Mendelsohn war kein gewöhnlicher Kopf, und Baruch Spinoza war ein großer Weiser, obgleich er Gläser schleifen mußte um leben zu können. Er schliff solche Gläser, durch welche die Menschen weiter sehen als mit bloßen Augen."

Die Worte des alten Herrn machten einen tiefen Eindruck auf Ernst, und erregten in ihm die widerstreitendsten Gefühle, so daß es langer Zeit bedurfte, ehe er zu einem festen Entschluß gelangen konnte. Er hatte sich auf die Poesie der Studentenjahre, die er als die Blüthe des ganzen Lebens ansah, so gefreut, daß er sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen konnte, ganz darauf zu verzichten. Er hatte in seinem bis dahin ziemlich einsamen Leben, alle Hoffnungen auf die Universitätsjahre gesetzt, um den jedem deutschen Jüngling innewohnenden Drang nach Freundschaft und geselligem Verkehr zu befriedigen; und jetzt sollte er auf alles Das verzichten? Doch dann kamen ihm wieder die vielen häuslichen Jammerscenen in

den Sinn, die er schon erlebt hatte, als Vorgeschmack zu den Sorgen, welche das kostspielige Universitätsleben ihm und seiner Mutter noch bringen würde. Der Vorschlag des alten Herrn bot ihm eine Gelegenheit, diese Sorgen auf immer zu bannen, und sollte er nicht auf eigene kleine Freuden und Hoffnungen verzichten, um seiner Mutter ein sorgenloses Alter zu bereiten, und seinen Geschwistern die Lebenswege zu ebnen? War das Wort „Entsagung" nicht schon früh der Leitstern und das Losungswort seines Lebens geworden, und hatte der erfahrene Bankier nicht Recht, daß ohne gesicherten materiellen Wohlstand dauerndes Glück auf Erden nicht denkbar sei?

Je reiflicher er sich die Sache überlegte, desto tiefer schlug in ihm der Entschluß Wurzel, den Vorschlag des alten Herrn anzunehmen. Die Mutter war sehr damit einverstanden; weniger der Pfarrer, der nicht glaubte, daß Ernst zu einem Geschäftsmann tauge; doch legte er ihm keine Hindernisse in den Weg, indem er meinte, daß Ernst immerhin den Versuch wagen könne, da sich bei seiner großen Jugend und Lernbegier ein paar den strengen Studien geraubte Jahre ja leicht nachholen ließen, und dann würde

auch der Blick in neue Lebenskreise, selbst wenn er sich nicht heimisch darin fühlen sollte, nützlich und lehrreich für ihn sein.

Während noch so hin und her verhandelt wurde, brachte der alte Herr v. Hirschsohn die Nachricht nach Ebersdorf, daß der gräflichen Familie von Rauheim ein unausweichbarer Sturz drohe, da die Finanzen gänzlich zerrüttet seien und der Andrang der Gläubiger so groß, daß allernächstens das Schloß und die Güter auf die Gant kommen würden.

Dunkle Gerüchte davon waren schon seit Monaten durch die Nachbarschaft gegangen, aber man hatte nicht recht daran glauben wollen, da das Leben auf dem Schlosse in gewohnter Weise fortdauerte. Allein der alte Herr v. Hirschsohn hatte seine Kunde aus so guter Quelle, daß kein Zweifel mehr möglich war.

Ernst konnte sich gar nicht in den Gedanken finden, daß die kleine Ida, um deretwillen allein er ihren Angehörigen alle Güter des Himmels und der Erde wünschte, vielleicht ähnlich trübe Erfahrungen durchmachen sollte, wie er selbst.

Als er sich wieder einigermaßen gesammelt hatte, theilte er Herrn v. Hirschsohn seinen Entschluß mit,

in das Geschäft einzutreten und sich ganz seiner Leitung zu überlassen.

Der alte Herr war sehr erfreut über diesen Schritt und händigte Ernst hundert Louisd'or ein, „als Handgeld“ wie er sagte, das er ganz nach Belieben verwenden könne, damit er zeitig lerne mit Geld umzugehen.

Ernst brachte das Geld freudestrahlend seiner Mutter, welche ebenfalls sehr erfreut darüber war, aber sich entschieden weigerte etwas davon anzunehmen. Erst nachdem Ernst auf das Bestimmteste erklärt hatte, daß er, wenn sie auf ihrer Weigerung beharrte, die ganze Summe zurückgeben und nicht in das Geschäft eintreten werde, ließ sie sich bewegen die Hälfte der Summe anzunehmen. Die andere Hälfte sollte Ernst auf seine Equipirung verwenden.

Zehntes Kapitel.

Ernst in der Hauptstadt. — Das Haus Hirschsohn.

Vier Wochen später war Ernst schon im Hause Hirschsohn in der Residenz installirt und eifrig bemüht, sich in seinem neuen Berufskreise zurecht zu finden. Der Chef des Hauses war der Sohn des alten Herrn, aber von diesem in vieler Hinsicht grundverschieden. Er hatte keine andern Interessen als sein Geschäft und blickte auf jede andere Thätigkeit, die nicht so gewinnbringend war, verächtlich hinab. Dagegen war seine Frau eine Art Schöngeist und liebte es, so oft wie möglich Künstler und Gelehrte um sich zu versammeln, wogegen ihr Gemahl durchaus nichts einzuwenden hatte, wie er sie denn überhaupt völlig nach ihrem Belieben schalten und walten ließ, ohne danach zu fragen ob sie ein paar tausend Thaler mehr oder weniger jährlich brauche, denn er hielt darauf, daß im Hause Hirschsohn Alles „nobel" zugehe, wie er sich

ausdrückte. Sparsam und auf das Kleinste bedacht war er nur im Geschäfte selbst, wo kein Stückchen Bindfaden und kein Flickchen Papier nutzlos geopfert werden durfte.

Was Ernst zunächst unangenehm bei seinem Chef auffiel, war die Geringschätzung womit er von den Juden sprach, obgleich man ihm selbst meilenweit den gebornen Juden ansehen konnte, so daß der Vater weit weniger jüdisch aussah, als der getaufte Sohn. Natürlich hatte dieser sich nicht aus christlichem Glaubenseifer taufen lassen, sondern blos um kein „gemeiner Jud" zu sein, wie er die meisten seiner Stammesgenossen nannte. „Nobel" und „gemeiner Jud" waren die beiden Pole seiner Vorstellungswelt. Erkundigte man sich bei ihm nach Jemanden, so lag in der Antwort: „ich muß sagen, er ist ein nobler Mann", der höchste Ausdruck der Bewunderung, deren er fähig war. Solch ein Aufschwung kam indeß sehr selten vor; gewöhnlich lautete die Antwort: „was soll ich sagen, er ist ein gemeiner Jud".

Er war längere Zeit in England gewesen und hatte viel von dem hochmüthigen Gebahren der dortigen Geldaristokratie angenommen, wodurch er sich

gründlich von seinem Vater unterschied. Er gab vielleicht eben so viel Geld für die Armen aus wie dieser, aber er that es in anderer Weise: er bestimmte jährlich eine Summe für wohlthätige Zwecke, ohne sich darum zu kümmern, wie sie verwendet wurde.

Außer dieser Summe war selten etwas von ihm zu erlangen, und zwar nur in solchen Fällen, wo seine Frau das ganze Gewicht ihres Einflusses (und sie hatte einen großen Einfluß auf ihn) in die Wagschale warf. „Denn auf Betteleien lasse ich mich nicht ein," pflegte er zu sagen. „Ich weiß, daß ich nobel bin und das Meinige thue, aber Betteleien sind nicht meine Sache." Dagegen war ihm keine Summe zu groß, wenn es galt eine glänzende Gesellschaft zu geben, worin der hohe Adel reichlich vertreten war, oder wenn es ihm gelang einen berühmten Künstler zu gewinnen, in seinem Hause zu spielen.

Auch hierin war er grundverschieden von seinem Vater, der sich aus großen Titeln und Namen nicht viel machte, und nur mit solchen Menschen gern verkehrte, die ihm sympathisch waren.

Es währte ziemlich lange, ehe Ernst ein klares Urtheil über seinen Chef gewann, zu welchem er sich

innerlich wenig hingezogen fühlte, der ihm aber durch sein sicheres Auftreten und seine große Geschäftskenntniß imponirte, und dessen gute Meinung durch Fleiß und Strebsamkeit zu gewinnen er sich eifrig bemühte. Doch war Ernst kein Mensch nach dem Herzen seines Chefs, der bald bemerkte, daß in dem stillen, sinnigen, bescheidenen jungen Manne keine rechte Geschäftsseele stecke. Er ließ ihn ruhig gewähren, übertrug ihm unbedeutende Arbeiten, die jeder Schreiber hätte ebenso gut machen können, und kümmerte sich möglichst wenig um ihn. Wenn der alte Herr seinen Sohn nach Ernst fragte, so erhielt er immer dieselbe Antwort: „Ein recht netter junger Mann, recht nett;“ mit einem Blicke, der besagte: Es muß auch dumme Menschen in der Welt geben.

Desto mehr fühlte sich Frau v. Hirschsohn zu Ernst hingezogen, und noch mehr ihre dreizehnjährige Tochter Adelheid. Frau v. Hirschsohn war eine ächt weibliche Natur, welche Schönheit und Reichthum durchaus nicht übermüthig gemacht hatten. Sie erfreute sich dessen, was das Glück ihr beschieden, dankbaren Herzens und ließ Andere gern daran Theil nehmen. Sie entschuldigte die Schwächen ihres Mannes mit den

guten Eigenschaften, welche er wirklich besaß und unter welchen die beste die war, daß er seine Frau zu schätzen wußte, wenn er auch ihre künstlerischen Interessen in keiner Weise begreifen konnte. Durch einen gewählten Umgang, wozu ihr gastfreies Haus bequeme Gelegenheit bot, war ihr Geschmack sorgfältig ausgebildet worden, so daß talentvolle Künstler, besonders Poeten mit Recht viel Gewicht auf ihr Urtheil legten, und glücklich waren, ihr immer zuerst ihre Schöpfungen vorlesen zu dürfen. Bei diesen Unterhaltungen zugegen zu sein, war für Ernst ein großer Genuß, wofür er der anmuthigen Herrin des Hauses aufrichtig Dank wußte.

Ohne das freundliche Entgegenkommen der Frau v. Hirschsohn und ihrer Tochter, würde es ihm in der That unmöglich geworden sein, sich im Hause heimisch zu fühlen, da unter den acht Menschen, welche auf dem Comptoir arbeiteten, auch nicht ein einziger war, der ihn, oder den er hätte verstehen können. Dieser traurige Umstand machte ihn mehr und mehr mißtrauisch gegen sich selbst.

Sein Wissen und Können nutzbar zu machen ward ihm im Geschäfte keine Gelegenheit geboten, und der

Geist welcher hier herrschte, blieb ihm fern und fremd, so sehr er sich auch bemühte, ihm nahe zu kommen und vertraut zu werden. Zuweilen trafen Nachrichten ein, die das ganze Comptöir in Bewegung versetzten, ohne daß man es der Mühe werth hielt, Ernst davon zu unterrichten, gleich als ob man stillschweigend voraussetzte, daß er doch keinen Sinn dafür habe. Es kam z. B. vor, daß Herr v. Hirschsohn durch eine einzige glückliche Spekulation oder Operation 50,000 Thaler gewann, worüber sich Ernst so lebhaft freute, wie die Andern; aber er verstand nicht seine Freude in geschäftsmäßigen Ausdrücken Luft zu machen, wie Jene.

„Das Kapital hat einen sichern Instinct," pflegte Herr v. Hirschsohn zu sagen, „es weiß was es will; oder auch: das Kapital braucht Beruhigung, aber man muß zu Zeiten auch was riskiren."

Er hatte einen Schwager in Paris, der als einer der ersten dortigen Bankiers, in nahen geschäftlichen Beziehungen zu Louis Philipp stand und die politische Witterung immer so genau kannte, daß das Risico der Speculation, welche Herr v. Hirschsohn auf seinen Rath und mit seiner Betheiligung unternahm, niemals groß war.

Ernst war unablässig bemüht, in die Geheimnisse des großen Geschäftslebens einzudringen, er las alle darauf bezüglichen Werke, er gab aufmerksam Acht auf Alles, was um ihn her vorging, und brachte es durch Fleiß und Ausdauer dahin, nach und nach ein recht tüchtiger Arbeiter zu werden, aber er selbst fühlte am besten, daß ihm das fehlte, was Herr v. Hirschsohn eine rechte Geschäftsseele nannte. Es wurde ihm mehr und mehr klar, daß seine Neigungen und Pflichten verschiedene Wege gingen. Seine glücklichsten Stunden verlebte er nicht Tags im Geschäft, sondern Nachts unter seinen trauten Büchern auf seinem einsamen Zimmer. Wenn er die Mittel zum Studiren gehabt hätte, würde er sich nicht lange besonnen haben das Comptoir mit der Universität zu vertauschen, aber der Gedanke, daß er dann seiner armen Mutter zur Last fallen müsse, während er jetzt in der Lage war ihr zu helfen, hielt ihn immer zurück. Dazu kam, daß Frau v. Hirschsohn, welcher der Zwiespalt in seinem Innern nicht entging, alles Mögliche that, ihn mit seinem Schicksale auszusöhnen. Sie behandelte ihn fast wie ein Glied der Familie. Er hatte früher mit großem Eifer Musik getrieben, und sie verschaffte

ihm Gelegenheit sich weiter darin auszubilden. Ebenso durfte er an dem Zeichenunterricht ihrer Tochter Theil nehmen, die mit wahrhaft schwesterlicher Liebe an ihm hing. Im Salon der Frau v. Hirschsohn hatte Ernst Gelegenheit die hervorragendsten Köpfe der Hauptstadt kennen zu lernen und sich an ihrer Unterhaltung zu belehren, so daß ihm gleichsam spielend Vieles geboten wurde, was Andere in weniger begünstigter Lage durch eigne Mühe langsam und schwer erwerben müssen.

So reifte sein Geist ungewöhnlich früh heran, ohne daß er dabei an Selbstvertrauen gewonnen hätte. Denn da er den ganzen Tag unter Menschen lebte, welche ihn in geschäftlicher Gewandtheit weit übertrafen, so beschlich ihn mehr und mehr ein Gefühl der Unsicherheit und des Zweifels an seinen Fähigkeiten. Auf das was er konnte, legte er wenig Gewicht, weil sein Chef und seine Collegen auch wenig Gewicht darauf legten, und weil es ihn in der Hauptsache, im Geschäfte nicht förderte.

Zwei Jahre lang hatte er so ohne innere Befriedigung im Hause des Herrn v. Hirschsohn zugebracht, als er eines Tages zufällig unwillkürlicher Belauscher einer Unterhaltung wurde, welche der alte Herr,

sein treuer Gönner, über ihn mit seinem Sohne führte:

„Du kannst mir glauben, Vater,“ sagte dieser, „ich habe nichts gegen den jungen Mann, und muß sagen, er ist fleißig, eifrig und zuverlässig, aber er taugt nicht zum Geschäftsmanne, er ist eine Gelehrtennatur und wird als Geschäftsmann niemals sein Glück machen. Er arbeitet vom Morgen bis zum Abend, aus Pflichtgefühl, nicht aus Neiguug. Er hat keine Geschäftsseele, er ist ein Grübler. Es ist erstaunlich zu hören, welche Urtheile er fällt und welch kluge Dinge er sagt, wenn er Abends im Salon sich mit den Gelehrten unterhält; es ist unglaublich zu sehen, wie wenig Interesse er für das hat, was eigentlich die Triebfeder des Geschäftes ausmacht. Ich sage das nicht, um ihm zu schaden; ich will ihm keine Hindernisse in den Weg legen, er kann in meinem Hause bleiben so lange er Lust hat; es thut mir nur leid, daß er seine eigentliche Bestimmung verfehlt, und sich ein Ziel gesteckt hat, welches er nie erreichen wird.“

Diese Worte konnten nur dienen, den Zwiespalt in der Brust unsers jungen Freundes noch zu steigern. Er fing an, sich über sich selbst klar zu werden und

er mußte sich gestehen, daß sein Chef Recht habe. Lange überlegte er sich was zu thun sei, um einen Ausweg aus dem Labyrinth zu finden, in welches sein Schicksal ihn gebannt hatte. Das demüthigende Gefühl, im Hause nur geduldet zu sein und trotz allen Fleißes und Eifers es zu keiner rechten Anerkennung seines Chefs bringen zu können, war ihm unerträglich. Er entschloß sich endlich, dem alten Herrn v. Hirschsohn, zu dem er ein unbedingtes Vertrauen hatte, sein Herz auszuschütten und ihn um Rath zu fragen was zu thun sei, um dem Zwiespalt in seiner Brust ein Ende zu machen. Während der Woche konnte er nicht gut abkommen und so wurde der nächste Sonntag zu einem Besuche bei dem alten Herrn bestimmt. Nun wollte es aber ein unglücklicher Zufall, daß dieser, der schon seit längerer Zeit über Abnahme seiner Kräfte geklagt hatte, bedenklich erkrankte, und keinen Besuch annehmen durfte.

Die Krankheit zog sich sehr in die Länge und wenn die Aerzte auch behaupteten, daß an einem Aufkommen nicht zu zweifeln sei, so war doch Ernst in Folge der Krankheit seines Gönners in sehr trüber Stimmung, theils, weil er die innigste Anhänglichkeit an ihn hatte,

theils weil sich ihm nun keine Gelegenheit bot, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Eines Morgens war er im Comptoir eben mit dem Schreiben eines Briefes beschäftigt, als ein Herr eintrat, den er auf der Stelle als den Grafen von Rauheim erkannte. Der Eintretende hatte ihn nicht gleich bemerkt, aber Ernst, vor Bewegung zitternd, wollte auf ihn zugehen und ihn anreden. Indeß hielt er sich nach reifer Ueberlegung zurück, da er nicht wußte, ob dem Grafen eine Begegnung mit ihm angenehm sein würde.

Der Graf sah etwas vernachlässigt in seiner Kleidung und auffallend gealtert aus. Er wandte sich an einen Commis, um einen kleinen Wechsel einzukassiren, und der Commis verwies ihn an den Cassier. Um zu diesem zu gelangen, mußte er an Ernst vorbei, der nun nicht wohl umhin konnte aufzustehen um ihn zu begrüßen.

Der Graf traute seinen Augen nicht ihn hier zu finden, und Ernst war nicht wenig überrascht zu erfahren, daß die gräfliche Familie schon seit längerer Zeit in der Hauptstadt wohne, wo Arthur jetzt das Gymnasium besuche. Er erkundigte sich nach der

Comteß Ida und erfuhr, daß es ihr wohl gehe und daß sie inzwischen sehr gewachsen sei. Der Graf nahm die kleine Summe für seinen Wechsel in Empfang und bat, indem er sich verabschiedete, Ernst mit etwas verlegener Freundlichkeit doch Arthur bald zu besuchen.

Die gräflich Rauheim'sche Familie war während Ernst's Aufenthalt im Hirschsohn'schen Hause von schweren Prüfungen heimgesucht worden.

Schloß und Gut wurde verkauft, um die Gläubiger wenigstens in etwas zu befriedigen, denn die Schuldenmasse war theils durch die Verschwendung des Grafen, theils durch die unkluge Verwaltung der Gräfin so angewachsen, daß es zu einem förmlichen Bankerott kam, aus welchem nur der sehr werthvolle Schmuck des gräflichen Hauses und das prächtige Tafelservice gerettet wurde. Hauslehrer, Gouvernante und Dienerschaft mußten entlassen werden und die Familie hing in Bezug auf ihre ferneren Subsistenzmittel ganz von ihren reichen Verwandten ab. Ein Jahr lang lebte sie in größter Verborgenheit auf dem Gute einer Schwester des Grafen, welche eine einflußreiche Stellung bei Hofe hatte, allein auf die Dauer konnte doch der Unterricht der Kinder nicht vernach-

lässigt werden und so sah man sich genöthigt in die Stadt zu ziehen, wo der Graf in einer der eleganteren Straßen ein bescheidenes Logis drei Treppen hoch miethete und wo die Gräfin sich sehr einschränken mußte, um bei den geringen Mitteln, welche ihr zu Gebot standen, auszukommen und einen gewissen standesgemäßen Anstrich zu bewahren. Der Kern des Haushaltes, die Sorge für des Leibes Nahrung war der eigentliche Mittelpunkt ihrer Sparsamkeit. Billiger und einfacher hätte es an keinem noch so kleinbürgerlichen Herde zugehen können. Dagegen wurde auf das Aeußere verhältnißmäßig weit mehr verwendet. Wenn die Gräfin an den Hof fuhr, was sie in Folge ihrer nahen Verwandtschaft mit der Obersthofmeisterin nicht umhin konnte zuweilen zu thun, und was ihr im Grunde auch ein tiefes Bedürfniß war, so stand sie in Bezug auf Toilette nicht der reichsten Dame nach, und in Geschmack that sie es fast allen zuvor. Ihr Unglück hatte ihrem ganzen Wesen einen melancholischen Anstrich gegeben, der ihr sehr wohl stand und eine gewisse Würde verlieh, welche ihr früher gefehlt hatte, so daß sie, Alles in Allem genommen, den Eindruck einer sehr vornehmen Erscheinung machte

und deßhalb auch in der Gesellschaft überall gern gesehen war.

Ihr that diese äußere Anerkennung außerordentlich wohl und diente nicht wenig sie mit ihrem unglücklichen Schicksale auszusöhnen, während Ida sich am liebsten vor aller Welt verborgen hätte und immer nur mit innerem Widerstreben gehorchte, wenn sie ihre Mutter in die glänzenden Zirkel der Hauptstadt begleiten mußte. Ebenso fand der Graf kein rechtes Vergnügen an der Gesellschaft mehr, und begleitete seine Gemahlin nur bei solchen Gelegenheiten, wo es durchaus nöthig war oder sich keine passende Entschuldigung vorbringen ließ. Arthur schien mit Eifer seinen Studien obzuliegen; wir werden gleich unten Gelegenheit haben einen tieferen Blick in sein Treiben und seine Gemüthszustände zu thun.

Ernst schwankte lange, ob er der Einladung des Grafen folgen sollte. Wäre er in der Lage gewesen, der gebeugten Familie wirksam zu helfen, so würde er keinen Augenblick gezögert haben sie aufzusuchen; so aber war es ihm ein peinliches Gefühl, die Gräfin wiederzusehen in einer Lage, welche die stolze Frau tief gebeugt haben mußte. Auch erinnerte er sich noch

nur zu deutlich der Ausdrücke des Hohnes und der Verachtung, mit welchen sie früher von den geldmachenden Geschäftsleuten überhaupt und besonders von der Familie Hirschsohn gesprochen hatte. Dazu kam sein eigener Mangel an innerer Befriedigung, der ihn ohnehin unsicher im Auftreten machte, und nun gar Leuten gegenüber, zu welchen er längst in keinem reinen Verhältnisse mehr stand. Freilich hatte er ein großes Verlangen Arthur wiederzusehen, und was würde er erst darum gegeben haben, wenn ihm ein glücklicher Zufall die liebliche Ida in den Weg geführt hätte!

Eilftes Kapitel.

Der Kampf zwischen Neigung und Pflicht. — Der Geschäftsmann und der Gelehrte. — Ein schwerer Traum und ein trübes Erwachen.

Der Frau v. Hirschsohn war die heftige Gemüthsbewegung nicht entgangen, in welcher Ernst seit der Begegnung mit dem Grafen Rauheim lebte. Um darüber in's Klare zu kommen, lud sie ihn zu einer Abendgesellschaft ein, zu welcher verschiedene berühmte Gelehrte erwartet wurden und bat ihn, sich etwas früher einzufinden. Anfangs waren alle ihre Versuche, die Ursache seines Trübsinnes zu erforschen, vergebens; er wich ihren Fragen durch zweideutige Antworten aus. Als sie ihm aber im Tone verletzter Freundschaft bemerkte, daß sie nicht weiter in ihn dringen wolle, da sie aus seiner künstlichen Zurückhaltung sehe, daß er das Vertrauen, welches sie ihm geschenkt und

so oft rückhaltlos bewiesen habe, in keiner Weise erwidere, küßte er ihr gerührt die Hand und sagte: „Sie sollen Alles wissen; es ist wahrlich kein Mangel an Vertrauen zu Ihnen, was mich heute so zurückhaltend erscheinen ließ; Sie sollen Alles wissen und wenn ich Ihnen mein ganzes Herz ausgeschüttet habe, mögen Sie selbst beurtheilen, ob dieß ohne einen inneren Kampf geschehen konnte. Und nun fing er an ihr alles Wesentliche seiner Geschichte zu erzählen, der sie mit Spannung und wachsender Theilnahme folgte. Kaum aber war er im besten Zuge, als Wagen vor das Hôtel rasselten und die erwarteten Gäste nacheinander eintraten.

„Sie werden mir die Fortsetzung morgen geben, lieber Freund," sagte sie, herzlich seine Hand drückend, indem sie aufstand um die eintretenden Gäste zu empfangen.

Ernst brauchte einige Zeit, ehe er sich wieder sammeln konnte; dann aber fühlte er sich wunderbar erleichtert, als ob er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß dieser Abend zum Wendepunkt seines Lebens werden sollte.

Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft, da es

die anmuthige Wirthin meisterhaft verstand, die Gaben ihrer Gäste leuchten zu lassen und immer solche Fragen aufzuwerfen, welche wohl eine lebhafte Diskussion, aber keinen Mißton aufkommen ließen. Einer der Herren hatte ihr vor Kurzem Immermann's Münchhausen zur Lectüre empfohlen. Sie hatte den Roman aufmerksam gelesen und drückte nun in ihrer verständigen eigenthümlichen Weise ihr Wohlgefallen darüber aus. Das gab Anlaß zu weiteren Erörterungen über Immermann's Begabung, seine Schwächen und Vorzüge, seine Stellung in der Literatur, sowie auch über seinen Privatcharakter. Einige der Anwesenden hatten ihn noch persönlich gekannt und wußten sowohl von seiner männlichen Gesinnung wie von der sorgsamen Theilnahme, welche er häufig im Verkehr mit jungen Talenten bewährte, die in Noth und Bedrängniß lebten, rühmliche Züge zu erzählen. Hier nahm das Gespräch plötzlich eine Wendung, welcher Ernst mit ganzer Aufmerksamkeit folgte. Frau v. Hirschsohn warf nämlich die Frage auf, wie es komme, daß gerade die talentvollsten Männer meist in Sorge und Armuth lebten, so daß das Gegentheil förmlich immer als eine Ausnahme von der Regel erscheine, wie man

es denn eben erst an Immermann gerühmt habe, daß er es trotz seiner poetischen Begabung verstanden, sich eine unabhängige Stellung zu gründen und sein Leben in wohlgeordneten Verhältnissen zu beschließen.

Bedenkt man nun, fuhr sie fort, welch ein verhältnißmäßig geringer Aufwand an Wissen und Verstand genügt, um in anderen Lebenssphären sein Glück oder eine sogenannte Carrière zu machen, so erscheint es unbegreiflich, warum die unendlich höhere Begabung, welche hervorragende Gelehrte oder Künstler zu ihren Werken brauchen, sie so selten befähigt für ihr eigenes irdisches Wohlbefinden zu sorgen.

„Diese Frage ist leicht zu beantworten," fiel einer von den Herren ein. „Man kann sogar behaupten, daß es eine reine Sache des Zufalls oder des Glückes ist, wenn Männer, die sich ganz der Wissenschaft oder Kunst widmen, durch ihre Arbeiten Glücksgüter erwerben. Der Kaufmann, der Bankier betrachtet es von vornherein als die Hauptaufgabe seiner Thätigkeit, möglichst viel Geld zu verdienen; je mehr ihm dies auf rechtlichem Wege gelingt, desto respektabler erscheint er, desto mehr wächst sein Einfluß und Ansehen, während bei dem Gelehrten und Künstler gerade

das Gegentheil der Fall ist. Die Aufgabe des Gelehrten besteht darin, das Wesen der Dinge zu erforschen, und die Aufgabe des Künstlers ist es, das Wesen der Dinge in ihrer Erscheinung, welche im gemeinen Leben nur eine unvollkommene Hülle ist, die er also ihrem Wesen entsprechend umzugestalten oder zu verklären hat, darzustellen. Je ehrlicher nun Gelehrte und Künstler bei ihrem, alle Geisteskräfte in Anspruch nehmenden Forschen und Schaffen zu Werke gehen, desto weniger werden sie die Zeit berechnen können, welche dazu erforderlich ist, sowie den irdischen Nutzen, welcher ihnen daraus entspringt. Persönliche Uneigennützigkeit ist die erste und vornehmste Bedingung eines jeden Priesters der Wissenschaft und Kunst. Er sieht, wie ein Philosoph sich ausdrückt, die Dinge nicht an nach ihren Relationen noch dem äußeren Vortheil den sie ihm bringen können, sondern sucht ihren Kern, die ewigen Ideen der vergänglichen Erscheinung. Ihm ist der Geist nicht ein Sklave, der blos für die Bedürfnisse und das Wohlleben des Leibes sorgt, sondern ein König, dem er selbst dieses Wohlleben, diese Bedürfnisse opfert um ihn zu verherrlichen und ihm zu dienen. Ein Gelehrter kann Hungers

sterben, während er eine Entdeckung macht, deren praktische Verwerthung hundert Fabrikanten zu Millionären macht. Aber soll man deßhalb wünschen, daß die Gelehrten Fabrikanten werden? Dem gewöhnlichen Menschen ist der Geist eine Laterne, die ihm leuchtet auf seinem engen Pfade, darauf er sicheren Schrittes wandelt. Dem genialen Menschen aber ist der Geist eine Sonne, welche die ganze Welt erleuchtet, wenn er auch selbst oft geblendet und überwältigt von ihrem Glanze strauchelt. Je mehr der Mensch für das Ewige sorgt, desto mehr wird er das Zeitliche vernachlässigen. Deßhalb nennt man die Künstler und Gelehrten, deren Thätigkeit ihrer Natur nach eine höhere ist, unpraktische Menschen, während man als praktische Leute solche bezeichnet, deren vornehmste Thätigkeit auf Gelderwerb gerichtet ist. Die Idee beherrscht die Welt, aber selbst die Erzeuger solcher Ideen, welche umgestaltend auf die Welt wirken und das Wohlleben künftiger Geschlechter begründen, können vor unsern Augen unverstanden zu Grunde gehen, weil ein großer Gedanke auch großer Geister bedarf um ihn zu verstehen und zu vermitteln, und große Geister in der Welt immer nur vereinzelt erscheinen.

Aber das Loos solcher Priester der Wahrheit, die ein großes Ziel erreichen, wenn auch unter Kummer und Sorgen und unverstanden von der Mitwelt, ist noch glücklich zu preisen im Vergleich mit dem Loose Anderer, welche durch ungünstige Verhältnisse in eine Lebenslage gebracht sind, die ihren natürlichen Anlagen keinen Spielraum, keine Möglichkeit der Entwicklung läßt. Der dadurch erzeugte Zwiespalt ist der schmerzlichste Kampf, der die Brust eines Menschen zerreißen kann . . . . ."

Bei diesen Worten, welche ihn wie ein Blitzstrahl getroffen hatten, erhob sich Ernst todesbleich und mit pochendem Herzen und schlotternden Beinen schwankte er zum Zimmer hinaus, unfähig länger unter Menschen zu bleiben. In so fürchterlicher Aufregung hatte er sich kaum damals befunden, als er den Entschluß faßte das gräfliche Haus zu verlassen. In seinem Zimmer angekommen, sank er auf die Kniee nieder um sein Herz durch Beten zu befreien, doch er konnte kein Wort über die Lippen bringen. Sein Kopf glühte; alle Glieder zitterten und er fand erst einige Erleichterung, als ihm unwillkürlich die Thränen aus den Augen brachen. Seine Gedanken und Gefühle ver-

drängten einander mit Windeseile, so daß er nichts davon festzuhalten vermochte. Nur Eines stand ihm klar vor Augen in all' diesem Wirrwarr: daß der unselige zwiespältige Zustand, in welchem er bis jetzt gelebt und seine besten Kräfte aufgerieben hatte, nicht länger dauern könne, daß er sich entschließen müsse um jeden Preis mit der Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben zu beginnen.

Er öffnete das Fenster, um seine brennende Stirne der kalten Nachtluft zu bieten, die er mit gierigen Zügen einsog. Es war schon spät. Durch die nächtliche Stille schallten nur zuweilen die Schritte heimeilender Fußgänger und das ferne Rasseln eines Wagens. In den Häusern war es dunkel; nur gerade gegenüber, in einer niedern Mansarde brannte noch ein Licht, dem unwillkürlich Ernst's Blicke sich zuwandten. Dort wohnte ein Student, der eben dicht am Fenster vor einem Pulte stand, in einem großen Buche blätternd und von Zeit zu Zeit eine Bemerkung auf ein Stück Papier werfend.

Ernst hatte ihn schon oft bis tief in die Nacht hinein arbeiten sehen und ihn immer darum beneidet, so ganz der Wissenschaft leben zu können. Jetzt kam

ihm dieser Student als der Glücklichste aller Sterblichen vor, obgleich das höchst einfach, fast dürftig möblirte Zimmer das er bewohnte, und der fadenscheinige Rock in welchem er allmorgendlich zur Universität ging, deutlich genug zeigten, daß dem fleißigen jungen Manne die Mittel spärlich zugemessen waren. Allein auf materielles Wohlleben und glänzende Aeußerlichkeiten legte Ernst nur geringes Gewicht.

Wohl erinnerte er sich noch lebhaft der Noth seiner Kinderjahre; aber er hatte auch im gräflich Rauheim'schen Schlosse, wie in dem Hause, das er jetzt seit Jahren bewohnte, zur Genüge erfahren, daß fremdes Brod bitter schmeckt, wenn nicht innere Zufriedenheit es würzt, und daß man sehr unglücklich sein kann inmitten aller Genüsse materiellen Wohllebens . . . .

Plötzlich erlosch das Licht im Zimmer des Studenten, und Ernst, ganz erschöpft, suchte sein Lager auf. Es mochte schon gegen drei Uhr Morgens sein, als er endlich einschlief.

Doch währte die Aufregung seines Geistes noch im Schlafe fort, allerlei wirre Träume erzeugend.

Erst kam es ihm vor, als ob er, den Rücken eines hohen Berges erklimmend, auf dem schmalen Pfade

nicht weiter könne. Links erhob sich eine steile Felswand; rechts gähnte ein schauerlicher Abgrund, so tief, daß ihn seine Blicke nicht auszumessen wagten.

Ringsum war ein Zischen, Murmeln, Plätschern und Brausen von Quellen und Gießbächen, die in schäumender Hast in die Tiefe stürzten, aus welcher brodelnde Dünste, sich zu Nebeln verdichtend, aufstiegen und seinen Weg so einhüllten, daß er keinen Schritt weit vor sich hinsehen konnte. Nur hinter und neben ihm war es noch hell. Er wollte umkehren, aber der schmale Pfad zerbröckelte ihm unter den Füßen und unfähig sich zu halten — stürzte er, vom Schwindel ergriffen, laut aufschreiend, in die Tiefe hinab. Er schrie so laut auf im Traume, daß er selbst davon erwachte und, noch unter der Gewalt der entsetzlichen Angst, die er eben ausgestanden, forschend umhertastete um sich zu überzeugen, daß er nicht in dem schauerlichen Abgrunde, sondern wirklich in seinem Bette liege. Kaum war er nach einiger Beruhigung wieder eingeschlafen, als er sich plötzlich in einem fürchterlichen Schneegestöber auf dem St. Bernhard befand, und diesmal suchte er sich selbst im Traume zu überzeugen, daß es kein bloßer Traum sei, denn vom fernen

Hospiz her drang, mitten durch den Schneesturm, helles Glockengeläute in seine Ohren. Dem Klange folgend, versank er bis an den Hals in den Schnee und wachte wieder unter Todesqualen auf, um sich zu überzeugen, daß er abermals nur geträumt habe. Doch nein .... er meinte zwar in seinem Bette zu liegen, aber das Geläute dauerte immer noch fort; nur schien es nicht mehr auf dem St. Bernhard, sondern unter ihm im Hause zu sein. Er suchte sich damit zu beruhigen, daß es von einer Täuschung der Sinne herrühre, gleichwie Alles was er im Traume gehört und gesehen, und was ihm noch viel wunderbarer erschien, da er Berge und Abgründe niemals in Wirklichkeit vor Augen gehabt hatte, sondern nur aus Bildern und Beschreibungen kannte. Ueberwältigt von Müdigkeit schlief er bald wieder ein, ohne weiter durch Träume beunruhigt zu werden.

Als er erwachte, schlug die Uhr vom nahen Thurme zehn. Er traute seinen Ohren nicht, aber der Stand der Sonne und seine eigene Uhr überzeugten ihn, daß es wirklich schon so spät sei. In größter Hast kleidete er sich an und eilte, ohne an's Frühstücken zu denken, hinunter in's Comptoir. War er sich dort immer

fremd und überflüssig vorgekommen, so drängte sich ihm doch gerade an dem Tage, in der verspäteten Stunde, dies Gefühl mit ganzer Schärfe und Bitterkeit auf. Niemand hatte ihn vermißt, Niemand schien sein Eintreten zu bemerken. Es schien etwas Besonderes vorgefallen zu sein: nur der Kassier war auf seinem Platze, mit dem Auszahlen eines eben präsentirten Wechsels beschäftigt; die übrigen Commis standen, sichtbar aufgeregt, in Gruppen hier und dort, die Feder hinterm Ohr oder in der Hand, sich flüsternd unterhaltend; der Chef des Hauses war, gegen seine Gewohnheit, nicht im Comptoir.

Was bedeutet das? dachte Ernst erschrocken. Hat irgend ein großes Haus fallirt und dem Geschäfte einen empfindlichen Verlust verursacht? Er sollte bald erfahren, daß es sich um einen schlimmeren Verlust handelte: der alte Herr v. Hirschsohn war vor wenigen Stunden gestorben. Gegen vier Uhr Morgens hatte ihn ein heftiger Schlaganfall getroffen, den er nur gerade noch so lange überlebte, um von seiner schnell herbeigerufenen Familie mit schon schwindendem Bewußtsein Abschied nehmen zu können.

So war also doch das Läuten, das Ernst am

frühen Morgen, halb schlafend, halb wachend, gehört, keine bloße Täuschung der Sinne gewesen.

Der Bediente des alten Herrn hatte über fünf Minuten am Glockenzuge gerissen, ehe es ihm gelungen die Leute im Hause zu wecken. Und Ernst hatte sich im Kampfe mit unseligen Traumgebilden abgeängstigt, während sein väterlicher Freund, an dem er mit wahrhaft kindlicher Liebe hing, den Todeskampf gerungen und seinen letzten Odem ausgehaucht hatte.

Was hätte Ernst darum gegeben, den Sterbenden noch einmal gesehen zu haben! Welche bitteren Vorwürfe machte er sich, bei dem Läuten, das er, aufgeschreckt aus seinem Traume, gehört, nicht aufgesprungen zu sein, um sich nach der Ursache zu erkundigen.

Den großen Schmerz, von welchem die Hinterbliebenen des edlen Todten wirklich ergriffen waren, fühlte wohl keiner so innig mit, wie er.

Inmitten seiner Betrübniß war es ihm doch ein Trost, zu sehen, wie tief ein guter Mensch Wurzeln schlägt im Leben. Sein Chef, bei dem er sonst nie eine Aeußerung tieferen Gefühls bemerkt hatte, und der nur der Vermehrung seiner Güter zu leben schien, war wie zerschmettert durch den Tod des ehrwürdigen

Hauptes der Familie. Und wurden doch durch diesen Tod seine Güter um ein Beträchtliches vermehrt! Auch Frau v. Hirschsohn und ihre blühende Tochter waren ganz aufgelöst in Schmerz.

Aber nicht blos die Familie empfand den unersetzlichen Verlust so tief; Hunderte von Menschen, die Ernst nie gesehen hatte, umdrängten das Grab des alten Mannes und weinten um ihn, als ob sie einen Vater verloren hätten.

Hier offenbarte sich unserm jungen Freunde zum Erstenmal mit ganzer Macht die hohe Weihe, welche in ächtem Schmerze liegt. So zu sterben, so beweint zu werden, schien ihm kein Unglück, sondern ein Glück zu sein, werth ein mühevolles Leben daran zu setzen. Für den Augenblick traten alle seine übrigen Pläne in den Hintergrund: er sammelte seine Gedanken und Gefühle in den Einen Vorsatz, ein gutes, thätiges Leben zu führen und der Stimme des Gewissens, die ihn nie betrogen, unwandelbar zu folgen unter allen Verhältnissen.

*　　*

*

Als das Testament eröffnet wurde, fand man darin 50,000 Thaler für milde Stiftungen ausgesetzt; außer-

dem waren noch viele verschämte Arme bedacht und für Ernst war ein Legat von 5000 Thalern bestimmt.

Der alte Mann war hingesunken wie ein Fruchtbaum im Herbste von einem jähen Sturme gefällt, so daß er, entwurzelt, nicht nur weitum das Erdreich aufwühlt und tiefe Spuren seines Falles zurückläßt, sondern auch noch im Tode zusammen brechend aus allen Zweigen seine gereiften Früchte von sich schüttelt, daß die Menschen sich daran laben.

Zwölftes Kapitel.

Ernst und Arthur. — Neue Berührungen mit der Familie Bauheim.

Als Ernst durch seinen Chef von dem letzten Willen des Verstorbenen in Kenntniß gesetzt wurde, benutzte er gleich die Gelegenheit, sich offen über seine nächsten Pläne auszusprechen.

„Ich kann Ihren Entschluß nur billigen," erwiderte Herr v. Hirschsohn, „und ich hoffe, daß Sie durch Ihr neues Leben unserm Hause nicht fremd werden. Sie sind ein nobler Mensch, meine Frau hat Sie gern und Sie werden uns immer willkommen sein."

Auch Frau v. Hirschsohn, die in ihrem Schmerze ganz vergessen hatte, Ernst um die Fortsetzung seiner Geschichte zu bitten, ging sehr verständig und freundlich auf seine Pläne ein. Er mußte ihr nur versprechen, die nächsten Jahre in der Hauptstadt zu bleiben und sie so oft wie irgend möglich zu besuchen.

Sein nächstes Ziel war nun ein kurzer Aufenthalt bei seiner Mutter, der er seine ganze Erbschaft überantwortete, nur so viel sich vorbehaltend, als nöthig war seine dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten. Auch der Pfarrer, sein trefflicher Erzieher, wurde nicht vergessen, der natürlich unter den obwaltenden Umständen Ernst's Plänen von Herzen zustimmte.

Zurückgekehrt in die Hauptstadt, miethete er sich ein kleines, aber freundliches Zimmer und begann dann rastlos sich für die Universität vorzubereiten.

Als er, von seiner eigenen Wohnung aus, der Frau v. Hirschsohn seinen ersten Besuch machen wollte, fand er diese nicht zu Haus, wurde aber vom Portier gebeten, seine Adresse zu hinterlassen, nach welcher ein junger Graf v. Rauheim, der in den letzten Wochen zweimal dagewesen sei, um ihn zu besuchen, sich erkundigt habe.

Ernst war sehr gerührt von der Aufmerksamkeit Arthur's. Er machte sich Vorwürfe, der Einladung des Grafen nicht früher gefolgt zu sein und schnitt durch einen festen Entschluß alle Bedenken ab, indem er sich geradeswegs in die gräfliche Wohnung verfügte.

Er hatte sich der Familie gegenüber durchaus nichts vorzuwerfen und doch schlug sein Herz gewaltig, als er die drei hohen Treppen hinaufgestiegen war und nun die Hand an den Glockenzug legte, über dessen Griff ein kleines Messingtäfelchen mit dem Namen des Grafen hing. Die Thüre wurde geöffnet durch einen ziemlich mürrisch aussehenden Diener, dessen Sprache verrieth, daß er in der Hauptstadt groß geworden war, und dessen halb feiner, halb schäbiger Anzug errathen ließ, daß er die abgelegten Kleider des Grafen trug.

Auf Ernst's Frage, ob der junge Graf Rauheim zu Hause sei, führte ihn der Bediente durch den rechten Flügel eines langen, schmalen, aber ziemlich hohen Korridors, dessen mittlerer Theil durch Ahnenbilder aus dem Rauheim'schen Schlosse geschmückt war, die Ernst wie einen alten Bekannten seltsam anzublicken schienen, gleich als ob sie fragen wollten: was willst *du* hier und was sollen *wir* hier?

Weiter unten wurde der Korridor fast versperrt durch eine Reihe von hohen Schränken, an welchen man vorbei mußte um in Arthur's Zimmer zu gelangen. Dieser lag eben auf dem Sopha, eine Cigarre

dampfend und in einem Roman von Paul de Kock lesend, der, nach dem Aeußern zu schließen, einer Leih=bibliothek angehörte.

Den Eintretenden bemerkend, winkte ihm Arthur freundlich mit der Hand entgegen, warf das Buch bei Seite und bat Ernst — ohne selbst aufzustehen — neben ihm auf dem Sopha Platz zu nehmen. Das geschah und erst jetzt reichte ihm Arthur die Hand, doch in einer Weise, die sehr verschieden von Ernst's warmem Händedruck war. So glatt und steif wie er die Hand vorgeschoben hatte, zog er sie wieder zurück, dabei jedoch mit der unbefangensten Freund=lichkeit plaudernd, ohne übrigens der Vergangenheit mit einem Worte Erwähnung zu thun.

„Man muß Dich suchen, wie eine Stecknadel; warum hast Du denn gar nicht einmal ein Lebens=zeichen von Dir gegeben? Erst durch meinen Vater erfuhren wir, daß Du im Hirschsohn'schen Hause wohntest, das Du seitdem, wie man mir sagte, wieder verlassen hast. Du scheinst es nirgends lange aus=halten zu können und doch sieht man es Dir gar nicht an, daß Du ein so unruhiger Geist bist (fügte er lachend hinzu). Ich habe zweimal vergebens Jagd

auf Dich gemacht. Das Erstemal herrschte solche Verwirrung im Hause, daß selbst der Portier den Kopf verloren zu haben schien, denn der Kerl heulte wie ein geprügelter Kettenhund. Ich glaube, der alte reiche Jude war gerade gestorben. Ich ließ eine Karte zurück und hoffte, Du würdest Dich danach sehen lassen. Da du aber nicht kamst, so ging ich auf Ida's Wunsch noch einmal in das Hirschsohn'sche Haus, wo der Portier mir dann sagte, daß Du verreist seiest, aber bald zurückkehren würdest. Nun, es ist gut, daß Du da bist. Aber wie hast Du dich verändert! Wie groß bist Du geworden! Uebrigens gebe ich Dir darin nichts nach . . . . im Gegentheil, ich glaube, ich bin noch um ein paar Zoll größer," schloß er, seiner ganzen, stattlichen Länge nach sich erhebend und mit Ernst, der inzwischen auch aufgestanden war, vor den Spiegel tretend.

Ernst's feine Natur fühlte sich durch die ganze Art und Weise dieses eigenthümlichen Empfangs unangenehm berührt; doch hielt er gewaltsam an sich, um seinerseits Alles zu vermeiden, dieses erste Wiedersehen zu trüben. Dazu kam, daß ein wohllautendes Wort wenigstens im in's Ohr geklungen war: Ida hatte

das Verlangen gefühlt, sich nach ihm zu erkundigen! Dies machte ihm solche Freude, daß er alles Andere darüber fast vergaß.

„Ja, Du bist mächtig in die Höhe geschossen, bist wirklich um einige Zoll größer als ich" — erwiderte er Arthur, sich vor dem Spiegel mit ihm messend und nicht ohne Wohlgefallen den stattlichen Jüngling musternd, der schon ein artiges, fuchsiges Schnurrbärtchen trug, welches dem zugleich feinen und doch männlich schönen Gesichte sehr gut stand, wie ihm denn überhaupt seine ungezwungene Haltung ein wirklich vornehmes Gepräge gab.

„A propos, Du weißt doch," hub er wieder an, „daß ich das Gymnasium glücklich, doch unter uns gesagt: mit Hängen und Würgen, absolvirt habe und schon im nächsten Semester die Universität beziehe? Doch woher solltest Du das wissen — fuhr er fort, als ihm der staunende Ernst ein kurzes „Wirklich? Nun, ich gratulire" entgegnete — wir sind ja seit Jahren nicht zusammengekommen und haben einander noch viel zu erzählen. Wenn es Dir recht ist, wollen wir ein bischen an die Luft gehen und plaudern. Komm, erst führe ich Dich zu meiner Mutter und

Schwester, und während Du ihnen guten Tag sagst, werfe ich mich in's Zeug."

Die Gräfin empfing Ernst mit herablassender Freundlichkeit; Ida drückte ihm herzlich die Hand zum Willkommen und machte ihm sanfte Vorwürfe über sein langes Ausbleiben. Er wußte kaum, was er darauf erwidern sollte, so bezaubernd stand er vor der holdseligen Erscheinung. Sie war wenigstens um einen Kopf gewachsen, seit er sie das Letztemal gesehen, und ihr feiner Gliederbau hatte sich in edelster Gleichmäßigkeit entwickelt. Die Locken umflossen noch wie früher das liebliche Kindeshaupt, welches sich auf einem so reinen und wohlgeformten Nacken wiegte, daß die jugendliche Gestalt förmlich einen Anflug von Hoheit dadurch erhielt. Zum Erstenmal fiel Ernst die unverkennbare Aehnlichkeit auf, welche Ida mit ihrer Mutter hatte, doch alles Herbe, Spitze und Schroffe, das in den fast zu regelmäßigen Zügen der (durch die Erfahrungen der letzten Jahre merklich älter und dürrer gewordenen) Gräfin hervortrat, erschien bei der Tochter durch zierliche Jugendfülle abgerundet und durch seelischen Ausdruck verklärt. Auch war diese viel ruhiger und von weicherer Anmuth in ihren

Bewegungen; dazu hatte ihr seelenvolles Auge nicht das Spähende, unstät Lebendige des Blicks ihrer Mutter. Die stille Glut ihrer Augen schien mehr nach innen als nach außen gekehrt zu sein, mehr sinniges Nachdenken als spähende Neugier zu verrathen. Ueber ihr ganzes Wesen war ein fast melancholischer Ernst ausgegossen, der zwar Aeußerungen heiterer Freundlichkeit nicht ganz unterdrückte, aber doch nur selten, nur bei ganz besonderen Anlässen hervortreten ließ und ihnen dadurch eine erhöhte Bedeutung gab.

„Gefällt Ihnen das Geschäftsleben, dem Sie sich gewidmet haben?" fragte die Gräfin Ernst, und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Jedenfalls ist das der sicherste Weg ein reicher Mann zu werden, und Geld regiert heutzutage die Welt."

Ernst erzählte kurz, daß und warum er eine neue Laufbahn eingeschlagen, bemerkte auch wie fördernd ihm das Geschick dabei schon unter die Arme gegriffen, indem sein verstorbener Wohlthäter, Herr v. Hirschsohn, dem er schon früher so viel zu verdanken gehabt, ihn noch nach seinem Tode so reich bedacht habe.

Hier wurde das Gespräch unterbrochen durch Ar-

thur, der in elegantem Morgenanzuge hereintrat, um Ernst abzuholen. Dieser versprach der Gräfin, ihrer Einladung, hin und wieder den Thee bei ihr zu trinken, Folge zu leisten.

„Aber halten Sie auch Wort!" sagte Ida, dem sich Empfehlenden noch einmal herzlich die Hand drückend.

„Hast Du schon gefrühstückt?" fragte Arthur seinen Begleiter, als sie eine Strecke vom Hause entfernt waren.

„Es ist dies eigentlich die Zeit, wo ich zu Mittag zu essen pflege," erwiderte Ernst; „ich habe mich schon verspätet — fügte er, nach der Uhr sehend, hinzu — doch es macht nichts, ich bin gar nicht hungrig und kann noch ein paar Stunden warten."

„Ich aber habe starken Appetit," nahm Arthur wieder das Wort, „und wir diniren erst um 5 Uhr. Weißt Du was, sei mein Gast heute, wir wollen zusammen frühstücken und dabei plaudern."

Der Weg zum Restaurant, wohin Arthur seinen Gast führte, war wohl zwanzig Minuten weit. Sie unterhielten sich beim Gehen über ihre Aussichten und Pläne.

„Ich habe mir vorgenommen die diplomatische Carrière zu machen," sagte Arthur; „es ist das für einen Mann von Geburt und Connexionen immer noch das sicherste Mittel, schnell vorwärts zu kommen. Wenn wir unser Vermögen noch hätten, wäre ich in die Garde eingetreten. Aber das kostet mehr Geld, als es einbringt und Du weißt, daß wir durch die alberne Wirthschaft meiner Mutter sehr derangirt sind. Als Officier bringt man es in Friedenszeiten selbst beim besten Avancement zu Nichts; hingegen hat ein Diplomat, dem so einflußreiche Verbindungen zur Seite stehen, wie mir, vortreffliche Chancen. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht in zehn Jahren Gesandter würde, und wenn ich es erst einmal so weit gebracht habe, werde ich in der Lage sein, die Schulden zu bezahlen die ich inzwischen mache, denn man lebt nur einmal, und ich bin nicht gelaunt mir irgend etwas abgehen zu lassen, so lange man mir auf mein ehrliches Gesicht, oder auf meinen Namen, oder auf den Credit meiner Verwandten noch borgt."

Ernst befand sich nicht in der Stimmung, über die Weltanschauung seines resoluten Freundes recht

nachzudenken; Kopf und Herz waren ihm noch ganz voll von dem Wiedersehen mit Ida, so daß er den Redefluß Arthur's nur zuweilen einmal durch eine zerstreute Bemerkung unterbrach. Er hätte in seiner augenblicklichen Gemüthsverfassung nur Einen Satz mit klarem Geist und Gefühl vertheidigen können, nämlich diesen: daß das hochgräfliche Geschlecht derer von Rauheim sich um die Menschheit das größte Verdienst erworben, indem es den Weltenring mit einer so kostbaren Perle, wie Comteß Ida, geschmückt habe.

Er merkte auch nicht, daß Arthur im Vorbeigehen einer Dame von sehr zweideutiger Eleganz und Haltung etwas zuflüsterte, was auf genauere Bekanntschaft schließen ließ. Dagegen fiel es ihm auf, daß im Restaurant alle Welt Arthur zu kennen schien, den selbst die Aufwärter mit einer gewissen Vertraulichkeit behandelten. Aus alledem ging hervor, daß er kein seltener Gast in dem Lokale war; auch seinen Geschmack schien man schon zu kennen, denn als er einem Aufwärter kurz zurief: „etwas Kaltes zum Frühstück für diesen Herrn und mich!“ erschien bald ein leckeres Stück Lachs, Sardinen in Oel, kaltes Geflügel, Gänse-

leberpastete und eine Flasche Portwein, wozu Arthur noch ein Fläschchen Falerner kommen ließ.

Angefeuert durch den Wein, nahmen die Beiden ihre frühere Unterhaltung wieder auf. Arthur konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, daß Ernst aus reiner Liebe zur Wissenschaft studiren wolle, ohne dabei gleich ein greifbares Ziel im Auge zu haben.

„Ein eigenthümliches Vergnügen," sagte er, „den ganzen Tag hinter Büchern zu sitzen! ich würde außer leichter Unterhaltungslektüre, womit man sich die müßigen Stunden vertreibt, wahrhaftig kein Buch ansehen, wenn die Examina nicht wären. Uebrigens kann man sich dazu auch einpauken lassen. Jedenfalls werde ich meinen Kopf nicht mehr anstrengen, als nöthig ist!"

Es war schon spät am Nachmittage, als die beiden jungen Männer sich trennten. Arthur wollte seinen Gast veranlassen, am nächsten Tage wieder in den Restaurant zu kommen, aber Ernst dankte für die Einladung lächelnd mit der Bemerkung: dergleichen Ausnahmen dürfen bei mir nicht zu oft kommen, wenn ich nicht das Wichtigste darüber versäumen soll;

ich hoffe wir werden uns Abends zuweilen sehen, wenn des Tages Arbeit hinter mir liegt.

Ein halbes Jahr später war Ernst bereits immatrikulirt und hörte mit Eifer historische, philosophische und staatswissenschaftliche Vorlesungen. Sein Verhältniß zum Hirschsohn'schen Hause gestaltete sich immer freundlicher. Er wurde fast jeden Sonn- und Festtag zu Tisch gebeten (in der Woche nahm er solche Einladungen nicht an), Frau v. Hirschsohn blieb ihm eine bewährte Freundin und Adelheid behandelte ihn mit schwesterlicher Vertraulichkeit. Seine glücklichsten Stunden aber waren die, welche er in Ida's Nähe zubringen durfte. Von Zeit zu Zeit trank er Abends den Thee in der Rauheim'schen Familie und, da ihm Ida gerne zuhörte, wußte er immer eine anregende Unterhaltung zu führen. Natürlich mußte er auch über seinen Verkehr im Hirschsohn'schen Hause berichten, sowie umgekehrt dort von der Rauheim'schen Familie erzählen, wobei er mit großer Diskretion immer nur die günstigsten Seiten hervorhob. Arthur, der ein Freund guter Diners war und nebenbei großes Verlangen trug, die vielgepriesene Frau v. Hirschsohn nebst Tochter kennen zu lernen, ließ

sich durch Ernst bei den Damen einführen, die ihn sehr freundlich empfingen. Von der Zeit an wurde er zu allen größeren Gesellschaften gezogen und gefiel sich dort so gut, daß er in dem gastfreundlichen Hause alle seine Judenvorurtheile zu vergessen schien.

Dreizehntes Kapitel.

Junge Liebe. — Abschied von Ida. — Wander- und Studentenleben.

So verflossen anderthalb Jahre, ohne eine erhebliche Veränderung in das Leben der Helden unserer Erzählung zu bringen. Da ward eine Familienscene im Rauheim'schen Hause die Ursache, daß Ernst die Hauptstadt plötzlich verließ, um nach Göttingen überzusiedeln.

Die Verhältnisse der Familie schienen sich während der letzten Monate merklich gebessert zu haben, da die Gräfin eine Menge neuer, kostspieliger Anschaffungen machte, Gesellschaften gab, die Dienerschaft vermehrte, und davon sprach, demnächst eine größere, elegantere Wohnung zu miethen.

Ernst freute sich herzlich über diesen Umschwung der Dinge, dessen Ursachen er sich nicht erklären konnte.

Zwar munkelte man hier und dort, der Graf sei ein leidenschaftlicher Spieler geworden und habe zu wiederholten Malen in Baden-Baden, wo er sich häufig aufhielt, namhafte Summen gewonnen; allein Ernst hielt das Ganze für ein Stadtgeklatsch; er konnte und wollte nicht glauben, daß der Graf, nach den trüben Erfahrungen der Vergangenheit, sein Haus abermals auf Sand gebaut habe. Inzwischen war es ihm nicht entgangen, daß die Gräfin mehr und mehr wieder ihren alten Hochmuth herauskehrte. Anfangs suchte er sich zu überreden, daß diese Beobachtung auf eitel Täuschung beruhe, inzwischen stellte er, um in keiner Weise zudringlich zu erscheinen, längere Zeit hindurch seine Besuche im Rauheim'schen Hause gänzlich ein. Arthur machte ihm Vorwürfe darüber, worauf Ernst den eigentlichen Grund seiner Zurückhaltung offen eingestand.

„Du bist ein sonderbarer Kauz," entgegnete Arthur lachend, „Deine Reizbarkeit streift an's Krankhafte und Dein Grübeln macht, daß Du jedes Stäubchen, welches Dir in's Auge fliegt, als einen Berg ansiehst, der auf Dich niederzustürzen droht. Was kümmert's Dich, ob meine Mutter hin und wieder das Näschen

etwas mehr rümpst als gewöhnlich? Du solltest sie doch von früher hinlänglich kennen, um über Nichts bei ihr in Staunen zu gerathen. Ida unterhält sich mit Niemanden so gern, wie mit Dir; sie erkundigt sich jeden Tag bei mir, warum Du dich gar nicht mehr sehen läßest: weßhalb willst Du ihr den Gefallen nicht thun, uns wie früher zu besuchen?"

Ernst versprach, den ersten freien Abend wieder im Rauheim'schen Hause zuzubringen, und er hielt Wort. Wie gewöhnlich machte er sich etwas früh auf den Weg, so daß es kaum sieben Uhr sein mochte, als er die drei hohen Treppen erstiegen hatte und an der Rauheim'schen Thüre schellte. Da eine geraume Zeit verging, ohne daß die Thüre geöffnet wurde, schellte er noch einmal, und wieder nach einer Pause zum drittenmale. Er wollte schon umkehren, als er im Korridor Schritte hörte. Ein Bedienter öffnete die Thüre und sagte, Ernst erkennend: „Ach Sie sind's, Herr Bleibtreu! Bitte treten Sie näher und entschuldigen Sie, daß ich Sie habe so lange warten lassen, ich war eben für die Frau Gräfin beschäftigt."

Ernst trat in den Korridor und der Bediente wollte ihm helfen, seinen Ueberzieher abzulegen, als

die scharfe Stimme der Gräfin aus dem Salon erscholl: „Johann!“

Dieser beeilte sich dem Rufe zu folgen, und Ernst, welcher in den hell erleuchteten Salon eintrat, vernahm gleich darauf aus dem offenstehenden Nebenzimmer folgende laute Unterhaltung:

„Was war denn das für ein lärmendes Ziehen an der Glocke?“

„Herr Bleibtreu ist gekommen.“

„Er hat ihm doch gesagt, daß wir nicht zu Hause sind?“

„Verzeihung, Erlaucht, ich wußte nicht, ob ich ....“

„Nun, Er wußte doch, daß wir heute Abend standesgemäße Gesellschaft erwarten, in welcher wir Herrn Bleibtreu nicht brauchen können!“

Was weiter zwischen Herrin und Diener verhandelt wurde, vernahm Ernst nicht mehr. Das zufällig Gehörte genügte, ihn zu sofortiger Umkehr zu treiben. Er nahm seinen Ueberzieher auf den Arm, schloß die Thüre leise hinter sich und eilte mit brennendem Kopfe nach Hause zurück .... Acht Tage später kam Arthur, der sich auf der Universität selten sehen ließ, in Ernst's Wohnung und machte ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben.

„Deine Mutter," entgegnete Ernst, „hat es mir abermals unmöglich gemacht, Euer Haus zu besuchen." Und er erzählte mit wenigen Worten das Vorgefallene.

„Ich habe schon etwas davon gehört," sagte Arthur lachend, „aber ist das ein Grund, unser Haus nicht mehr zu besuchen? Du solltest doch von früher wissen, daß meine Mutter in solchen Dingen ganz unzurechnungsfähig ist. Am Tage nach jener Gesellschaft erlebten wir eine noch wunderlichere Scene. Ida hatte eine kleine, sehr zierliche Stickarbeit für Dich angefangen, und übergab mir, als sie damit fertig war, dieselbe mit der Bitte, eine hübsche Brieftasche dazu machen zu lassen. Meine Mutter, die ihre Nase überall hinstecken muß, fuhr mit der Frage dazwischen, für wen denn diese Stickerei und Brieftasche bestimmt sei. Für Ernst Bleibtreu, erwiderte Ida ganz unbefangen; er ist gegen mich immer so freundlich und gefällig gewesen, daß ich ihm gern ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit geben möchte. — Nun hättest Du Zeuge sein sollen der Sündflut von Vorwürfen, die sich über die arme Ida ergoß, weil sie es gewagt hatte, Dir eine Brieftasche zu sticken und dadurch alle

göttliche und menschliche Ordnung (wie meine Mutter sich ausdrückt) zu stören. Um der Scene ein Ende zu machen, bat ich die weinende Ida, mir die Brieftasche, deren buchbinderischen Zubehör ich besorgen wollte, zu überlassen. Gestern hat sie mir der Buchbinder geschickt und heute bringe ich sie Dir, für den sie doch allein bestimmt ist."

Ernst weigerte sich erst, das allerliebste kleine Geschenk anzunehmen; endlich aber gab er doch nach, als ihm Arthur zeigte, daß sogar sein Name hineingestickt sei und dazu der Name der anmuthigen Stickerin.

„Es geht Ida mit meiner Mutter gerade wie Dir," nahm Arthur wieder das Wort, „sie ist zu feinfühlig und empfindlich, um gut mit ihr auszukommen, während ich immer vortrefflich mit ihr stehe, weil sie weiß, daß ihre Maximen, tugendhaften Ausfälle und Anmerkungen auf mich nicht den geringsten Eindruck machen. Doch ich muß jetzt fort, um mich zum Diner anzukleiden; ich bin heute ausgebeten. Laß Dich bald einmal wieder bei uns sehen, sei es auch nur, um Ida's thörichte Besorgniß niederzuschlagen, daß Du gar nicht wiederkommen werdest. Adieu!"

Arthur sprang die Treppen hinunter, während Ernst, von den widerstreitendsten Gefühlen und Gedanken bewegt, seinen Abschiedsgruß unerwidert ließ und sein Weggehen gar nicht zu bemerken schien. Wohl eine Stunde saß er so vor sich hinbrütend, und das liebe Geschenk ein paarmal an die Lippen drückend, dann sprang er auf, ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und ab und murmelte: „Es ist beschlossen! ich werde die Hauptstadt verlassen; ich will Ida nicht mehr sehen! da flammt eine Leidenschaft in mir auf, welche zu nähren nur zum Unglück führen würde. Noch ist es vielleicht Zeit, sie zu unterdrücken, und so will ich es als einen Wink des Schicksals nehmen, daß es mich zum stummen Zeugen der lauten Scene machte, wodurch die Gräfin in ihrem Hochmuthe mir zu Gemüthe führte, welche weite Kluft mich von Ida trennt. Je eher ich abreise, desto besser! Ich will mich in meine Studien vertiefen, will arbeiten, bis ich Abends erschöpft niedersinke, so daß in mir kein Gedanke für Anderes Raum finden soll; oder wenn das nicht zum Ziele führt, werde ich mich in den Strudel des Studentenlebens stürzen; ich werde, gleichviel was, thun, wenn es nur dient, meine Tage

immer ganz auszufüllen und einen Schleier über das Vergangene zu ziehen."

* *
*

Ernst traf sofort alle Einleitungen, seinen rasch gefaßten Entschluß ohne Zögern auszuführen, wobei ihm zwei Umstände sehr zu Statten kamen. Einmal nämlich befand sich Frau v. Hirschsohn mit Adelheid noch auf ihrem Landgute, so daß er sie schriftlich von seinem Plane in Kenntniß setzen konnte, und damit aller peinlichen Erörterungen überhoben war; dann waren in der Hauptstadt seit einigen Wochen verschiedene Cholerafälle vorgekommen, und in Folge der anhaltenden Dürre befürchtete man, daß die Seuche mehr und mehr um sich greifen werde, was viele Familien veranlaßte, sich auf's Land zu retten, und was auch Ernst einen guten äußern Grund bot, seiner Mutter und der Frau v. Hirschsohn gegenüber seine plötzliche Abreise aus der Hauptstadt zu rechtfertigen. Ein günstiger Zufall fügte es ferner, daß er von Arthur am folgenden Tage mündlich Abschied nehmen konnte, ohne ihn besuchen zu müssen, da er ihn in

einer Konditorei traf, wo Ernst täglich nach Tisch seinen Kaffee zu trinken und die Zeitungen zu lesen pflegte.

Arthur wunderte sich nicht wenig über den raschen Entschluß seines Jugendgespielen, und versuchte ihn ernstlich davon abzubringen, da er die tieferliegenden Gründe des unerwarteten Schrittes nicht ahnte. Natürlich blieb Ernst unerschütterlich, und acht Tage später war er schon in Göttingen eingerichtet, wo ich bald darauf seine Bekanntschaft machte.

Da noch drei Wochen Ferien in Aussicht standen und das Wetter schön war, so entschloß er sich, eine Fußwanderung durch den Harz zu unternehmen. Er hatte noch niemals ein Gebirg in der Nähe gesehen, und kam sich in der Wunderwelt, die ihn hier plötzlich umgab, wie neugeboren vor. Sein Herz ging auf wie ein schönes Morgenglühen, Himmel und Erde mit seinem rosigen Schimmer verklärend. Er athmete die frische, erquickende Gebirgsluft wie ein Genesender, der nach langem Krankenlager zum Erstenmale wieder in's Freie kommt. Die Vergangenheit lag hinter ihm wie ein schwerer Traum, und an die Zukunft dachte er nicht im seligen Genusse der Gegenwart, die ihn ganz ausfüllte. Mit wahrhaft kindlicher Freude gab

er sich all den zauberhaften Eindrücken hin, welche in unerschöpflicher Fülle ihn umdrängten. Die frischen, blumigen Bergwiesen, die dunklen würzigen Tannenwälder, die kühlen, geheimnißvollen Grotten, die schwindelnden Abhänge, die bald majestätischen, bald wilden und launenhaften Felsbildungen, hier durchbrochen von schauerlichen Schluchten, dort belebt von murmelnden Quellen, weitschallenden Wasserfällen und klaren, rasch hinströmenden Bergflüssen — Alles erschien ihm als eine wundervolle Verkörperung der Märchen, Sagen und Lieder, die er in der Kindheit gehört und gelesen. Fast ununterbrochen klares Wetter begünstigte seine Fußwanderung, bei welcher er sich durchaus nicht übereilte, da es ihm völlig gleichgiltig war, wie viele oder wie wenige Stunden er im Laufe des Tages zurücklegte. So geschah es, daß die Reisegefährten, mit welchen der Zufall ihn zusammenführte, gewöhnlich nicht lange bei ihm aushielten, da den meisten mehr daran zu liegen schien an jedem Tage einen bestimmten Ort zu erreichen, einen bestimmten Berg zu ersteigen, oder eine bestimmte Anzahl von Meilen zu marschiren, als unbefangen sich dessen zu erfreuen, was der Augenblick ihnen Schönes bot. Ernst hin-

gegen konnte Stunden lang auf einem Flecke sitzen und zusehen, wie von unsichtbarer Hand gewoben Abends die weißen Nebel sich bildeten, und wallenden Schleiern gleich die Berge umschwebten und sich leicht über die Fluren breiteten. Er konnte ebenso Stunden lang in einem Walde liegen, ohne etwas Anderes zu thun als die würzige Luft einzuathmen und das Auge an dem erquicklichen Grün zu laben. Nach Geselligkeit und Mittheilung fühlte er hier gar kein Bedürfniß, wo Quellen und Bäume zu ihm redeten und selbst die Felsen für ihn Zungen hatten. Er sparte sich den Aufenthalt in den Städten und die Vertiefung in die sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen für eine spätere Zeit auf, um jetzt ganz dem Genusse der Natur in der frischen Gebirgswelt leben zu können, die ihm in Wirklichkeit weit schöner erschien, als er sie sich jemals vorgestellt hatte.

Die Seele des Menschen ist nur in den seltensten Augenblicken des Lebens so ganz ausgefüllt von Glück, daß nicht noch irgend etwas zu wünschen übrig bliebe. Auch Ernst konnte sich, wie dankbar er immer dem Himmel war für die hier gebotenen Freuden, gar wohl noch eine Steigerung derselben denken, und mehr

als einmal kam es ihm in den Sinn, welch eine überschwängliche Seligkeit es sein müßte, die Genüsse solcher Wanderung mit einer Freundin wie Ida zu theilen. Allein Wünschen dieser Art hing er nicht lange nach, sondern suchte sie zu unterdrücken, sobald sie aufstiegen in seinem liebebedürftigen Gemüthe. Und wenn das Gefühl zuweilen stärker wurde als der Verstand, wenn unwillkürlich trübe Erinnerungen oder unerfüllbare Wünsche ihn bedrängten und schwermüthig stimmten, so raffte er sich gewaltsam auf und suchte durch angestrengte Märsche und den bunten Wechsel äußerer Eindrücke die Stürme seines leicht erregten Herzens zu bannen. Gelang es ihm solchergestalt durch körperliche Anstrengung und festen Willen Herr seiner Gefühle zu werden und den Blick von innen nach außen zu kehren, so war ihm nicht blos für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft der Gedanke tröstlich: daß der unversiegbare Born der Natur selbst den schlimmsten Schmerzen, wo nicht völlige Heilung, so doch Linderung biete. Ja, nach Beendigung seiner dreiwöchentlichen Wanderung gestand er sich selbst, mit dankbar zum Himmel gerichteten Blicke, daß er drei so genußvolle Wochen, wie diese, früher nie erlebt

habe. Er nahm sich vor, künftig jeden Herbst in ähnlicher Weise seine Sorgen und Schmerzen abzuschütteln: „Eine solche Zeit der Labung und Kräftigung des Leibes und der Seele," sagte er, „ist schon ein Jahr der größten Mühen und Anstrengungen werth! Wie hätte ich bei meiner Abreise aus der Hauptstadt, wo ich mich für den unglücklichsten aller Menschen hielt, nur geahnt, daß mir solche Genüsse bevorständen! Wenn der Mensch die Hand ausstreckt nach einem Sterne, darf er sich darüber beklagen, ihn nicht erreichen zu können, wo sonst so viel Schönes ihm geboten wird, das innerhalb seines Bereiches liegt? Wer darf seine Wünsche auf das Unmögliche richten? Weil mir die Seligkeit zu Theil wurde in Ida's Nähe zu leben, weil ihr Wohlwollen, ihre Freundlichkeit mich über mich selbst hinaushob, und auf Augenblicke in mir unerlaubte, weil unerfüllbare Hoffnungen weckte, darf ich darum das Schicksal anklagen? Hätte mich der Zufall nicht eben so gut in die Nähe einer Königstochter führen, und unter ähnlichen Umständen ähnliche Gefühle für sie in mir wecken können, wie für dieses holdselige Grafenkind? Wohin sollte es mit der Ordnung auf Erden kommen,

wenn die Begierde mit dem Wohlgefallen an etwas überall Hand in Hand ginge! Es muß feste Schranken geben, gleichviel durch wen sie gezogen werden, feste Schranken für jeden Stand wie für jeden Menschen. Sonst könnte der Bauer ja übermüthig die Augen zur erhabensten Herrscherin aufschlagen und ihrer begehren, oder der Bettler Verlangen tragen nach den Schätzen seines reichen Nachbars und sich berechtigt glauben, die Hand danach auszustrecken. Wir müssen ohne Murren den Platz annehmen, den das Schicksal uns angewiesen hat, und unsere Pflicht in dem uns vorgeschriebenen Berufskreise erfüllen. Was darüber hinausgeht, ist vom Uebel. Statt mein Loos zu segnen und mich glücklich zu preisen, daß der Himmel mir vergönnt hat, so lange in Ida's Nähe zu leben und mich ihres Wohlwollens zu erfreuen — ein Glück, welches Millionen mir beneiden würden — soll ich undankbar klagen, daß mir nicht noch mehr gewährt wurde? Nein! die lieben Erinnerungen, welche sie mir hinterlassen, sollen mich freundlich durch's Leben geleiten, sollen mich trösten, wenn ich traurig, mich aufrichten, wenn ich gebeugt bin, sollen mich glücklich, nicht aber unglücklich machen."

Mit solchen Gedanken und Gefühlen kam Ernst, gestärkt an Geist und Körper, nach Göttingen zurück und überließ sich neben seinen Studien, die er eifrig fortbetrieb, im ersten Semester allen Zerstreuungen des Studentenlebens, das er in der Hauptstadt fast gar nicht kennen gelernt hatte, weil es dort nur in sehr abgeblaßten Formen bestand. Er war ein gewandter Fechter und Turner, sang gern einen fröhlichen Rundgesang mit, zeigte sich äußerst anregend und geistvoll in gemüthlicher Unterhaltung, und konnte ein gutes Glas vertragen, ohne die Klarheit des Kopfes dadurch zu verlieren: kurz, er war ein vortrefflicher Gesellschafter, und beherrschte bald, ohne daran zu denken, oder sich auch nur seiner geistigen Ueberlegenheit bewußt zu werden, einen Kreis junger Enthusiasten, die ihm schwärmerisch ergeben waren.

Vierzehntes Kapitel.

Kleine Störungen.

Den ganzen Winter hindurch kam er so beinahe gar nicht recht zu ruhiger Besinnung; am Tage ging's aus einem Kolleg in's andere, und der Abend wurde regelmäßig in zerstreuender Gesellschaft verbracht, wobei es denn auch nicht selten vorkam, daß er, dem Beispiele der Andern folgend, ein Gläschen über den Durst trank. Wenn er dann, oft spät in der Nacht, nach Hause kam, war er gewöhnlich, bei seinem lebhaften Geiste, zu aufgeregt, um gleich schlafen zu können, und doch zu müde, um noch etwas Ernstes vorzunehmen.

Griff er nach irgend einem Geschichtsbuche, so tanzten die Buchstaben ihm vor den Augen herum, und er konnte eine halbe Stunde lesen, ohne nachher zu wissen, was er gelesen hatte.

Allein noch viel schlimmer war es, wenn er gar

kein Buch in die Hand nahm: dann kam es ihm förmlich unheimlich in seiner friedlichen Klause vor, und eine peinigende Unruhe schüttelte ihn, die er früher nie gekannt hatte. Vergebens zündete er noch eine Cigarre oder Pfeife an, um sich mit Rauchen die Zeit zu vertreiben: der Tabak schmeckte bitter, oder die Cigarre hatte keine Luft — derselbe Tabak, dieselbe Cigarre, welche Morgens beim Kaffee nichts zu wünschen übrig ließen.

Solch eine nächtliche Stunde zwischen Heimkehr und Schlafen kam ihm länger vor als der längste Tag, und je mehr er sich bemühete, Dieses und Jenes vorzunehmen, an Dieses und Jenes zu denken, um sie todtzuschlagen, desto mehr verirrten sich seine Gedanken und durchschwärmten seinen Kopf mit einer Hast, als ob sie ihn nur necken und höhnen, es ihm aber unmöglich machen wollten, einen davon festzuhalten. Und seltsamer Weise stiegen in solchen Stunden nur unangenehme Gedanken und Erinnerungen in ihm auf; er selbst hätte nicht gewagt, sich Ida's Bild vor die Augen zu zaubern — es wäre ihm das in Stimmungen, wie die oben geschilderte, als eine Entweihung vorgekommen. Er tröstete sich damit, daß

es ja sein Bestreben sei und sein müsse, Ida zu vergessen, und daß deßhalb alle Mittel, welche diesem Zwecke dienten, gut und löblich wären.

Um die peinvollen Stunden in der Nacht, welche ihm weder Schlaf, noch Sammlung, noch Stimmung zu ernsten Studien boten, auszufüllen, fing er an Romane zu lesen, englische, französische, deutsche, gute und schlechte Romane, wie sie der Zufall ihm aus einer benachbarten Leihbibliothek in die Hände warf. Der Versuch, auf diese Weise die Zeit hinzubringen, gelang über alle Erwartung. Gleich der erste Roman, den er aufgeschlagen (es war Balzac's „Peau de chagrin") fesselte ihn dergestalt, daß er sich gar nicht davon trennen konnte, bis er das Buch zu Ende gelesen. Er las die ganze Nacht hindurch, ohne an Schlaf zu denken, und als ihm Morgens das Frühstück gebracht wurde, wonach er sonst gleich in's Kolleg zu gehen pflegte, wollte er diesmal wenigstens noch schnell das eben angefangene Kapitel endigen; aber am Schluß des Kapitels ging es ihm wie dem Sultan Schariar bei den Erzählungen Scheherasades: seine Neugier war noch mehr angeregt als befriedigt, und so ging's immer weiter, und je weiter er kam, desto

mehr wuchs seine Spannung, und als er endlich das ganze Werk durchgelesen hatte, war der beste Theil des Tages vergangen, und er fühlte sich nicht mehr in der Stimmung, ein Kolleg zu hören.

Er entschuldigte sich vor sich selbst damit, daß ihm die Lektüre mehr Anregung und Belehrung geboten, als ihm der fleißigste Kollegienbesuch einer ganzen Woche gewährt haben würde. Er machte einen Spaziergang, um den Kopfschmerz, den das Nachtwachen ihm zugezogen, zu vertreiben und über das Gelesene nachzudenken; da aber der Kopfschmerz nicht gleich verging und Ernst in Folge dieser größten Plage eines lebhaften Geistes nicht zu rechter Klarheit der Gedanken kommen konnte, so ging er, Zerstreuung suchend, heute früher in die Kneipe, als er sonst zu thun pflegte, und es war ihm eine Art von Trost, zu finden, daß seine gewöhnliche Gesellschaft schon vollzählig versammelt war. Er versuchte erfolglos alle möglichen Getränke, welche ihm von den muntern Zechgenossen angerathen wurden, um seinen Kopfschmerz zu vertreiben, und als er endlich ermüdet heimkehrte, aber trotz seiner Müdigkeit vor Aufregung und Kopfweh nicht gleich einschlafen konnte, fing er wieder an zu

lesen — diesmal war es Rousseau's „Nouvelle Héloise" — und das bis vier Uhr Morgens, wo ihn der Schlaf endlich übermannte, daß er auf dem Sopha, wo er ausgestreckt lag, gleich angekleidet liegen blieb und erst um eilf Uhr Vormittags erwachte.

Der Kaffee, der ihm zur gewohnten Stunde in's Zimmer gebracht worden war, stand kalt auf dem Tische; die Februarsonne schien über das gegenüberliegende, mit blendendem Schnee bedeckte niedere Dach so hell in's Fenster, daß der Glanz förmlich seinen Augen wehthat und er sich eines Gefühls von Scham nicht erwehren konnte, so lange in den Tag hinein geschlafen zu haben. Er entkleidete sich, um die morgendliche Reinigung vorzunehmen, wozu er, bei seinem großen Hange zur Sauberkeit, einer ziemlichen Zeit bedurfte, und als er sich in frische Kleider geworfen und gefrühstückt hatte, war es wieder zu spät geworden, um noch vor Tisch ein Kolleg zu besuchen. Unwillkürlich griff er zu seiner in der Nacht angefangenen Lektüre, aber diesmal fest entschlossen, nicht länger als bis zum Mittagsessen zu lesen. Es kostete ihm einige Selbstüberwindung, das Buch zur rechten Zeit bei Seite zu schieben, doch er blieb seinem Vorsatze

treu und fand sich Nachmittags wieder pünktlich im Hörsale ein. Ebenso suchte er auch an den folgenden Tagen die alte Ordnung gewissenhaft einzuhalten, allein die Vorlesungen vermochten seine Aufmerksamkeit nicht mehr so ungetheilt zu fesseln wie früher; die Helden der Romanwelt, in welche er sich verloren hatte, prägten sich mit ihren abenteuerlichen Schicksalen seinem Gedächtnisse tiefer ein und regten seine Phantasie lebhafter an, als die Helden der Geschichte, staatswirthschaftliche und juridische Probleme.

Zwar setzte er es durch, sich wieder an den regelmäßigen Besuch der Kollegien zu gewöhnen, allein dafür saß er Nachts um so länger über seinen Romanen, so daß er sich nur wenige Stunden Schlaf gönnte, und in einer beständigen fieberhaften Aufregung lebte, welche zuletzt in eine förmliche Krankheit ausbrach. Ueber einen Monat mußte er das Bett hüten, und während dieser Zeit war ihm alles Lesen und Schreiben untersagt. Da fand er denn hinlänglich Zeit über sich nachzudenken, und der unerquickliche Nachgeschmack der letzten Monate brachte ihn zu dem festen Entschlusse, eine so aufreibende Lebensweise nicht länger fortzuführen. Wenn er in der Erinnerung die dürf-

tige Summe der Genüsse zog, welche die lärmenden Zechgelage, denen er fast täglich einige Stunden gewidmet hatte, ihm geboten, so staunte er über sich selbst, daß er es so lange dabei ausgehalten, denn bei ruhigem Nachdenken wurde es ihm mehr und mehr klar, daß diese Art von Vergnügungen doch eigentlich auf Selbsttäuschung beruhe. Eine Anzahl von Studenten versammelt sich in einem möglichst engen Raume; jeder hat einen Bierkrug vor sich stehen und eine Pfeife oder Cigarre im Munde, und der vornehmste Zweck Aller scheint darauf gerichtet zu sein, möglichst viel Bier zu vertilgen und die Luft mit Tabaksqualm zu verpesten. Diejenigen, welche dabei ein anregendes oder erquickliches Gespräch führen, bilden die Ausnahmen; der Mehrzahl scheint es nur um Trinken und Rauchen zu thun zu sein. Mancher sucht einen Ruhm darin, recht viel vertragen und bis tief in die Nacht aufsitzen zu können, was natürlich den derbsten und gröbsten Naturen am besten gelingt, welche überhaupt in solchen Kreisen die hervorragendste Rolle spielen. Die lautesten Schreier und Renommisten imponiren der Menge am meisten, während die feinern Geister bei ihr selten Anklang finden und durchdringen.

Ernst war eine zu gesellige Natur, um freiwillig ein einsiedlerisches Leben zu führen. Er hatte entschieden das Bedürfniß sich auszusprechen und mitzutheilen, ohne sich jedoch in lärmenden Gesellschaften auf die Dauer heimisch fühlen zu können. Ein trauliches Gespräch mit ein paar guten Freunden, ein gemeinsamer Spaziergang oder eine gute Lektüre gewährte ihm unendlich mehr Genuß, als die abendlichen Zusammenkünfte in der Kneipe. Doch verging, wie wir gesehen haben, eine geraume Zeit, bevor er sich darüber klar wurde, und vielleicht hätte er das geräuschvolle Leben, an welches ihn erst der mächtige Reiz der Neuheit und dann die Gewohnheit fesselte, noch Jahre lang weitergeführt, ohne zu rechtem Nachdenken darüber zu kommen, wenn seine Krankheit nicht dazwischen getreten wäre, die ihn mit ihren Folgen auf Monate hinaus seinen gewohnten Zerstreuungen entzog, denn der Arzt hatte ihm, selbst nach der Genesung, welche mit dem ungewöhnlich warmen Frühling eintrat, äußerste Vorsicht und Mäßigkeit zur Pflicht gemacht, und die besorgnißvollen Briefe, welche er von seiner Mutter und von Frau v. Hirschsohn erhielt, bestärkten ihn nur in seinem Entschlusse, die Vor-

schriften des Arztes gewissenhaft zu befolgen. Es war ihm, seit er wieder das Haus verlassen durfte, weder ernste Beschäftigung, noch geselliger Verkehr untersagt, nur sollte er Alles mäßig und vorsichtig treiben, sich viel Bewegung im Freien machen, früh schlafen gehen und sich vor zu großen geistigen Anstrengungen und Aufregungen hüten.

Fünfzehntes Kapitel.

Konflikte mit jungen Zunftgelehrten. — Eigenes und fremdes Urtheil.

So besuchte Ernst denn im Sommersemester nur wenige Vorlesungen und beschränkte sich darauf, deutsche Geschichte, Staatsrecht und Geschichte der Philosophie zu hören. Damit wurde der Vormittag ausgefüllt, wobei ihm immer noch ein paar Stunden zum Spazierengehen übrigblieben. Nachmittags las er abwechselnd Homer, Plutarch, Göthe und Shakespeare, brachte aber auch ganze Nachmittage im Freien zu, mit Lesen, oder mit Aufzeichnungen eigener Betrachtungen über das Gelesene beschäftigt. Früher, als noch der ganze Tag mit Studien, Lektüre und lärmenden Zerstreuungen ausgefüllt war, war er selten dazu gekommen, sich ernste Rechenschaft über das Gehörte und Gelesene abzulegen, während ihm das jetzt, bei

der neuen Lebensweise und der vielen freien Zeit so zum Bedürfniß wurde, daß er nichts Neues vornehmen konnte, ohne mit dem Alten erst vollständig abgeschlossen zu haben. Hiedurch gewöhnte er sich an langsames Lesen, woraus von selbst folgte, daß er nur gute Bücher las (denn schlechte kann ein gescheiter Mensch nicht langsam lesen), und daß sein Urtheil und sein Geschmack mit jedem Tage eine festere Grundlage gewann. Manches wurde ihm beim Lesen nur durch Selbsterlebtes verständlich; oft geschah es, daß ihm unwillkürlich Gedanken aufstiegen, die er schon in früheren Jahren gehabt hatte, die aber damals nicht so klar zum Ausdrucke gekommen waren wie jetzt. Indem er solchergestalt Vergangenes an Gegenwärtiges sich anknüpfen sah, entging es ihm nicht, daß er immer am meisten nachgedacht und am schärfsten beobachtet gerade in den Perioden seines Lebens, wo er sich am unglücklichsten fühlte, wie z. B. während seines Aufenthalts im Rauheim'schen Schlosse und im Hirschsohn'schen Geschäftshause. Er hatte diese Jahre, weil sie ihn den strengen Studien entzogen, immer als verloren und völlig nutzlos für seine gelehrte Laufbahn angesehen; jetzt aber fing er an zu

begreifen, daß das frühe Nachdenken, welches sie in ihm geweckt, die Erfahrungen, welche sie ihm geboten und die Anschauungskreise, welche sie ihm erschlossen, seiner geistigen Ausbildung doch außerordentlich förderlich gewesen seien. Es wurde ihm immer klarer, daß ein im Leben geschärfter Blick auch der beste Schlüssel zu den Schatzkammern der Wissenschaft ist, ohne welchen alle Gelehrsamkeit für uns nicht mehr Werth hat als das Licht für den Blinden. Und so lernte er nun als eine günstige Fügung des Schicksals schätzen, was er vordem als ein feindliches Mißgeschick beklagt hatte.

Diese Einsicht gab ihm große Befriedigung und eine Zuversicht, die ihm früher gefehlt hatte und jetzt ein Sporn für ihn wurde, den einmal eingeschlagenen Weg mit verdoppeltem Eifer zu verfolgen. Zwar kam es noch oft genug vor, daß er, bei der Langsamkeit seines Studienganges, Anderen gegenüber, die scheinbar Alles im Fluge lernten und lasen, sich schwerfälligen Geistes, klein und unbeholfen fühlte, ja, völlig an seinen Fähigkeiten verzweifelte; doch waren das nur vorübergehende Anwandlungen, nach welchen er immer mit erneuerter Energie an die Arbeit ging.

Unter seinen Tischgenossen befand sich ein junger Philolog, der ihm durch ein blendendes Gedächtniß imponirte, da er im Rufe stand, die alten Dichter fast ganz auswendig zu wissen und wirklich bei jeder Gelegenheit ein passendes Citat anzubringen wußte.

Da war ferner ein junger Philosoph, der die ganze Geschichte der Philosophie nur so am Schnürchen hatte und ohne eine Miene des von Hochmuth wie versteinerten Gesichtes zu verziehen, oder den starren Ausdruck des gläsernen Auges im Geringsten zu verändern, über alles Mögliche und Unmögliche mit einer Sicherheit und Keckheit aburtheilte, als ob er das Welträthsel längst gelöst hätte. So lange er sprach, waren Einwürfe und Widerlegungen unmöglich, da der rasche, wenn auch etwas monotone Strom seiner Beredtsamkeit keine Unterbrechung zuließ. Wenn eine solche dennoch hin und wieder gewagt wurde, so wußte er sie gleich durch die scharfen Worte abzuschneiden: Bitte, lassen Sie mich erst aussprechen! — Hatte er sich dann endlich ausgesprochen, so dachte Niemand mehr daran, ihn zu widerlegen, weil es unmöglich war, alle einzelnen Punkte festzuhalten, welche sich einer durch den andern erklären sollten, und am

Schlusse Niemand eine klare Vorstellung des Ganzen hatte, wahrscheinlich weil diese dem Sprecher selbst fehlte.

Da war ein Anderer, der eine so fabelhafte Bücherkenntniß besaß, daß selbst den beiden vorhin Angeführten oft Ausdrücke des Erstaunens darüber entschlüpften. Er stand in dem Rufe, Alles gelesen zu haben, was die englische, französische, spanische, italienische und deutsche Literatur nur irgend Bemerkenswerthes aufzuweisen hat. Daß er dabei mit den Erscheinungen des Tages gleichen Schritt hielt, verstand sich von selbst; auf seinem Tische lagen fortwährend dreißig bis vierzig neue Bücher, über welche er, selbst wenn sie noch nicht aufgeschnitten waren, mit großer Geläufigkeit zu sprechen wußte und zwar meistens in wegwerfenden Ausdrücken.

Diese drei jungen Leute wurden von der ganzen Tischgenossenschaft als Autoritäten betrachtet; ihr Ausspruch machte jeder Diskussion ein Ende, und wenn einmal Jemand wagte, sich dagegen aufzulehnen und seine eigene Ansicht zu vertheidigen, so wurde er von der Mehrzahl der Anderen mitleidig über die Achsel angesehen. Ein solches Schicksal hatte auch Ernst ein

paarmal zu ertragen, als er bei seiner ehrlichen Natur nicht umhin konnte, den apodiktischen Aussprüchen des Philosophen zu widersprechen.

Im Grunde war er kein streitsüchtiger Geist, und das gelehrte Triumvirat, welches die Gesellschaft beherrschte, hatte ihm geraume Zeit ebenso imponirt wie den Andern. Es erschien ihm Anfangs geradezu unbegreiflich, wie es möglich sei, in so jungen Jahren eine solche Fülle des Wissens zu beherrschen: allein je mehr er darüber nachdachte, und je weniger er sich auf die Dauer durch den Verkehr mit den Vielwissern gefördert sah, desto mißtrauischer wurde er gegen sie, wonach er denn auch bald gewahrte, daß nicht Alles Gold sei, was an ihnen glänze.

Er selbst brauchte, um ein ernstes Buch zu lesen und das Wichtigste daraus festzuhalten, wenigstens eine Woche, oft sogar mehrere Wochen, während der junge Bibliophage wenigstens drei Werke täglich verschlingen mußte, wenn er alle Bücher wirklich gelesen hatte, über welche er aburtheilte. Nun ist es aber für einen Menschen, der die Hälfte des Tags hindurch Vorlesungen hört, sich zwei Stunden bei Tische herumdisputirt, nach Tisch ebenso lange spazieren geht

und den Abend regelmäßig in Gesellschaft zubringt, wie unser Bibliophage zu thun pflegte, absolut unmöglich, noch nebenbei drei Werke zu lesen, wären es auch nur Romane. Diese einfache Berechnung überzeugte Ernst leicht, daß des Bücherkenners Vielwisserei keine solide Grundlage haben könne, und ähnliche Erwägungen führten ihn bald zu der wohlbegründeten Vermuthung, daß es sich mit den beiden andern jungen Gelehrten ebenso verhalte. So lange das Gespräch sich um gleichgiltige oder ihm fernliegende Dinge drehte, nahm er keinen eingreifenden Antheil daran; wurden aber Fragen verhandelt, deren Lösung ihm am Herzen lag, und über welche er sich nach ernstem Studium und Nachdenken wohl getrauen durfte, ein Wort mitzusprechen, so ließ er sich selbst durch das demüthigende Achselzucken der Tischgenossen nicht abhalten, seinen Hauptgegnern, dem Bibliophagen und dem Philosophen die Spitze zu bieten, wie es denn Menschen von wirklich ehrlichem Streben unmöglich ist, die Wahrheit gefälscht zu sehen, oder gar Demjenigen Beifall zuzuklatschen, der sie fälscht.

Eines Tages stellte der junge Philosoph die Behauptung auf, daß es von unberechenbarem Nachtheil

für die studirende Jugend sei, sie mit den großen Dichtern des Alterthums und der Neuzeit bekannt zu machen, ehe sie eine feste philosophische Grundlage gewonnen habe. Er führte zur Begründung dieser Ansicht eine Menge Sätze an, welche Ernst mehr lächeln machten, als zu ernstem Widerspruch herausforderten.

Als aber die Argumentation darauf hinauslief zu beweisen, daß das zu frühe Studium der Dichter hauptsächlich deßhalb schädlich sei, weil selbst Poeten ersten Ranges, ein Shakespeare, Dante, Göthe, in Bezug auf den Glauben sich unfrei gezeigt hätten, und durch die Gewalt ihrer Beredtsamkeit den jungen Geistern Ideen und Vorstellungen einprägten, für welche das jugendliche Gemüth nur allzu empfänglich sei, welche aber vor dem Richterstuhle der philosophischen Kritik nicht bestehen könnten, und deßhalb wieder ausgerottet werden müßten. Bei Menschen von lebhafter Phantasie sei es nun sehr schwer, diesen Läuterungsprozeß des Verstandes durchzuführen, weil sie mit großer Zähigkeit an den sich ihren Sinnen einschmeichelnden poetischen Vorstellungen festhielten, während dieselben Menschen, wenn sie mit einer gründlichen philosophischen Bildung begonnen hätten und

erst dann zum Studium der Dichter übergegangen wären, von vornherein jene Vorstellungen für nichts Anderes genommen haben würden, als ein freies Spiel der Einbildungskraft, ein dichterisches Erzeugniß, welches nur dadurch ehrwürdig erscheint, daß es schon in die graue Vorzeit zurückreicht, und häufig selbst bei denen, welche dasselbe nach den alten Vorbildern aus sich selbst neu erzeugt haben, Glauben gefunden hat.

Nachdem der Philosoph so weit gekommen war, und durch den Fluß seiner Rede die Bewunderung der Zuhörer geweckt hatte, konnte Ernst sich nicht enthalten, die Frage an ihn zu richten, was er denn eigentlich unter der Unfreiheit der großen Dichter in Bezug auf den Glauben verstehe?

„Nun, ich dachte, daß dies nach meinem Vortrage Jedem von selbst einleuchten würde," erwiderte der Philosoph, ließ seine Augen im Kreise umherschweifen und fuhr dann, ermuthigt durch die zustimmenden Blicke und Bewegungen der Tischgesellschaft, fort: „Unter der Unfreiheit der Dichter in Glaubenssachen verstehe ich zunächst die Vorstellungen, welche sie von einem persönlichen Gott, von der sogenannten Vorsehung, und einem Leben nach dem Tode haben, oder zu haben

vorgeben, Vorstellungen, welche die Philosophie als veraltet und unhaltbar längst überwunden und beseitigt hat, wie jeder wissenschaftlich gebildete Mensch heutzutage wissen sollte," schloß er, einen höhnischen Blick auf Ernst schießend.

Dieser aber ließ sich dadurch so wenig einschüchtern, wie durch das Beifallsmurmeln, womit die Gesellschaft die zurechtweisenden Worte empfangen hatte.

„Ich bin der Meinung," hub er wieder an, „daß die Philosophie das Dasein eines persönlichen Gottes weder beweisen, noch wegdemonstriren kann, und daß es deßhalb von Ihnen sehr kühn ist, (um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen), einem Dante, Shakespeare oder Göthe das Glaubensheft korrigiren zu wollen, und diese erhabenen Geister unfrei zu nennen, weil sie Vorstellungen hegten, welche von den Ihrigen abweichen."

„Ich hätte Sie für gebildet genug gehalten, einzusehen," nahm der Philosoph wieder das Wort, „daß meine Vorstellungen nicht eine persönliche Meinung oder Liebhaberei sind, sondern der Ausdruck der Wissenschaft, der Ausdruck der Philosophie, der Königin der Wissenschaften, von welcher alle andern zu lernen

haben, und als deren Vertreter mir wohl das Recht zusteht, auch die größten Geister zu beurtheilen und sie unfrei zu nennen in Dingen, wo sie es wirklich sind. Dante stand auf der Höhe der Bildung seiner Zeit, ja er war in der Erkenntniß der höchsten Dinge den meisten seiner Zeitgenossen weit vorausgeeilt, und nur deßhalb und nur insoweit unfrei als jene Zeit es selbst war. Shakespeare hat bekanntlich keine philosophische Schule, überhaupt keinen wissenschaftlichen Bildungsgang durchgemacht, und es war deßhalb nicht seine Schuld, daß er über den mittelalterlichen Gottesbegriff nicht hinauskonnte. Göthe hingegen hatte alle Gelegenheit, sich mit den Resultaten der Wissenschaft bekannt zu machen; auch offenbart sich in seinen meisten Gedichten eine pantheistische Weltanschauung, woraus hervorgeht, daß er instinktiv das Richtige fühlte; allein er war von Haus aus kein philosophischer Kopf, wie ihm denn auch jeder große historische Blick fehlte, und ich bin fest überzeugt, daß sein Glaube an Gott und Unsterblichkeit mehr persönlichen Wünschen und Neigungen, als wissenschaftlicher Ueberzeugung entsprang, denn bei dem heutigen Stande der Wissenschaft ist es für einen klaren Kopf doch geradezu unmöglich, noch

an der alten Gottesidee festzuhalten, und ich würde Jeden, der das thut, für unwissend, unredlich oder bornirt erklären."

„Ich habe Männer gekannt," entgegnete Ernst, „welche weder unredlich, noch unwissend, noch bornirt waren, und doch den kindlichsten Glauben hatten, weil sie wußten, was Sie nicht zu wissen scheinen, daß Wissen und Glauben zwei ganz verschiedene Dinge sind, welche wie Staat und Kirche zum Heile Beider friedlich nebeneinander hergehen können und sollen, weil sie erst dann Unheil und Verwirrung anrichten, wenn Eines störend in das Gebiet des Andern eingreift. Ich kenne Männer, welche Ihnen an philosophischem Geist und Wissen wahrlich nicht nachstehen, und welche der Unredlichkeit zu beschuldigen die größte aller Unredlichkeiten wäre, Männer, welche vollkommen auf der Höhe der Wissenschaft unserer Zeit stehen, ja ihre vornehmsten Stützen und Förderer sind, und doch fest an das glauben, was Sie veraltete oder überwundene Gottesvorstellungen nennen, und welche in diesem Glauben Trost und Beruhigung finden. Es handelt sich hier nicht darum, ob sich Dieser seinen Gott als den zürnenden Jehovah der Juden denkt,

oder Jener ihn sich nach der Weise des Mittelalters vorstellt, sondern die Frage ist vielmehr diese, ob man überhaupt an ein belebendes, selbstbewußtes Weltprincip glaubt, dessen Formen man der Vorstellung eines Jeden überlassen muß, da weder die Wissenschaft noch die Einbildungskraft jemals das Richtige darüber ermitteln wird. Ich, für meine Person, bekenne mich offen zu solchem Glauben, selbst auf die Gefahr hin von Ihnen deßhalb für bornirt gehalten zu werden, wogegen ich mir nur die Erlaubniß ausbedinge, auch Sie für bornirt zu halten, wenn Sie glauben die absolute Wahrheit in der Tasche zu haben und verächtlich auf Jeden herabblicken zu dürfen, der Ihre Ansichten nicht theilt, und die Hegel'schen Sätze, welche die Hauptquelle Ihrer Beredtsamkeit sind, weder für die letzten Trümpfe der Wissenschaft noch der Weisheit hält."

Während dieses Ergusses wollte der an unbedingte Zustimmung gewöhnte Philosoph, dem eine solche Kühnheit der Entgegnung förmlich als eine Beleidigung erschien, vor Zorn aus der Haut fahren, und sein starres Gesicht und seine verglasten Augen nahmen einen unheimlichen Ausdruck an.

„Mit Ihnen über die höchsten philosophischen Fragen" sagte er, seinen Ingrimm gewaltsam unter der Maske des Hochmuths verbergend, „zu disputiren, ist unmöglich, weil Ihnen dazu alle wissenschaftlichen Voraussetzungen fehlen, und es ist das wie mit dem Blinden von der Farbe sprechen."

„Was in Ihren Worten Beleidigendes liegt," entgegnete Ernst mit größter Ruhe, „gebe ich Ihnen einfach zurück. Bei aller Bescheidenheit und geringen Meinung von meinen Fähigkeiten darf ich doch wohl behaupten, daß es mir keineswegs an den wissenschaftlichen Voraussetzungen fehlt, welche Sie an mir vermissen. Ich unterscheide mich von Ihnen nur dadurch, daß ich ehrlich genug bin meine eigenen Gedanken und Gefühle offen auszusprechen, während ich bei Ihnen bis jetzt noch keinen eigenen Gedanken entdeckt habe, da Ihre ganze Beredtsamkeit sich darauf beschränkt unverdauete Hegel'sche Brocken wiederzukäuen."

„Das ist denn doch eine Impertinenz, die in's Blaue geht," fiel hier der Bibliophage ein, als er sah, daß sein philosophischer Freund vor lauter Ingrimm nicht gleich zu Worte kommen konnte, „selbst wenn mein Freund Nichts weiter thäte, als Hegel'sche Sätze

wiederkäuen, (wie Sie höchst ungerechter Weise behaupten) so wäre doch damit weit mehr gethan, als mit dem Ausdrucke Ihrer sogenannten eigenen Gedanken, welche der Welt sehr gleichgültig sein können, während man Hegel's Sätze wiederholen wird, so lange die Welt besteht."

„Ueber Hegel's Sätze mögen Sie denken wie Sie wollen, und auch meine Gedanken als vollkommen gleichgültig für das Wohl der Menschheit zu betrachten, steht Ihnen frei; dagegen steht es Ihnen nicht frei, meine ruhig vorgetragene Meinungsäußerung als eine Impertinenz zu bezeichnen, blos weil sie mit Ihren und Ihres Freundes Ansichten nicht übereinstimmt, ich weise deßhalb diese Bezeichnung als eine Frechheit zurück, als einen Ausfluß von Rohheit, welche eine gebildete Gesellschaft nicht dulden sollte und welche ich für meine Person wenigstens nicht ungerügt lassen will."

Der Bibliophage biß sich auf die Zunge und war wie unschlüssig, ob er das Gebotene ruhig hinnehmen sollte oder nicht, während ein sonst schweigsamer Student, den man öfter in Kneipen als hinter Büchern sah, aufsprang mit den Worten: „Wissen Sie wohl,

daß Sie durch das Gesagte die ganze Gesellschaft beleidigt haben?"

„Nein, das weiß ich in der That nicht," erwiderte Ernst, „ich weiß nur, daß ich eine Rohheit, welche, ich wiederhole es, in einer gebildeten Gesellschaft nicht vorkommen sollte, bei ihrem Namen genannt und gerügt habe."

„Ich fordere Sie auf, vor der ganzen Gesellschaft diese Rüge zurückzunehmen, wenn Sie es nicht mit mir zu thun haben wollen."

„Sie sprechen, als ob Sie Händel suchten."

„Ich suche keine Händel, aber ich werde Genugthuung fordern im Namen der Gesellschaft, wenn Sie Ihre Worte nicht zurücknehmen."

„Ich nehme kein Jota zurück von dem, was ich gesagt habe."

„Ich selbst würde Genugthuung von Ihnen gefordert haben, wenn mein Freund mir nicht zuvorgekommen wäre," hub der durch die für ihn so günstige Wendung der Sache ermuthigte Bibliophage an.

„Sie?" fragte Ernst mit gedehnter Stimme und mit zweifelnden Blicken. „Ich hätte in der That nicht geglaubt, daß Sie von mir andere Genugthuung ge-

fordert hätten, als welche ich Ihnen bereits gegeben habe. Es gibt — fuhr er erbittert durch das Vorhergegangene fort — Renommisten mit der Klinge und mit der Zunge, und ich habe Sie blos für einen Renommisten mit der Zunge gehalten. Zu Anfang unserer Bekanntschaft haben Sie mich durch Ihre scheinbare Bücherkenntniß und oberflächliche Vielwisserei ebenso geblendet, wie Sie diese Gesellschaft noch zu blenden scheinen, denn sonst würde sich kein Vertheidiger im Namen der Gesellschaft für Sie finden; allein bei näherem Zusehen habe ich bald bemerkt, daß Ihre Arroganz größer als Ihr Wissen ist, und daß Sie von den Hunderten von Büchern, über welche Sie fortwährend aburtheilen, nicht viel mehr als die Titel und die Vorreden kennen. Uebrigens erkläre ich mich Ihnen, wie Ihrem schlagfertigen Freunde gegenüber, zu jeder gewünschten Genugthuung bereit, obgleich ich es nicht unterlassen kann bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß ich es für eine große Thorheit erachte, philosophische Streitfragen durch die Klinge entscheiden zu wollen und die Blöße des Geistes, welche der Herausforderer sich dadurch gibt, gleichsam durch ein Stück Eisen zu verhüllen. Denn bewiesen wird dadurch

Nichts, als daß auch der dummste Kerl unter Umständen eine gute Klinge führen kann und daß es Fälle gibt, wo auch ein verständiger Mensch sich den thörichten Vorurtheilen der Menge fügen muß, wenn er seine Ueberzeugung nicht verleugnen und seine Ehre vor der Welt aufrecht erhalten will. Ich sehe zu meinem Erstaunen und Bedauern — schloß er, einen Blick auf die stumm dasitzenden Gäste werfend — daß ich mit meinen Ansichten hier ziemlich allein stehe, darum will ich nicht weiter damit lästig fallen. Also, auf Wiedersehen, meine Herrn!"

Sechszehntes Kapitel.

Das erste Duell und seine Folgen. — Neue Bekanntschaften.

Ernst nahm seine Mütze und verließ das Zimmer, die verblüffte Gesellschaft in getheilter Stimmung zurücklassend. Seine Aeußerungen hatten mehr Zustimmung gefunden, als er glaubte, sonst hätte er nicht wagen dürfen gleichsam der ganzen Gesellschaft den Fehdehandschuh hinzuwerfen, ohne daß diese sich wie Ein Mann gegen ihn erhoben. An persönlichem Muth fehlt es deutschen Studenten wahrlich nicht, und jeder der Anwesenden würde eines weit geringeren Anlasses willen zum Degen gegriffen haben, wenn ein einfacher, leichtverständlicher Fall vorgelegen hätte. So aber waren sich die Wenigsten klar, auf wessen Seite das Recht eigentlich sei; die Meisten fühlten, daß Ernst nicht aus Händelsucht, sondern aus innigster Ueberzeugung geredet, und dies machte sie schwankend in

ihren Entschlüssen. Es war Mancher unter ihnen, der innerlich entschieden Partei für Ernst ergriff und mancher Andere, der durch das Gehörte zum ersten Mal zu ernstem Nachdenken über den Gegenstand des Streites angeregt wurde.

Der Einzige vielleicht, der von der Streitfrage gar Nichts verstand und der gleichsam nur aus äußerlichem Ehrgefühl, weil er es für recht und billig hielt, seinem gelehrten Freund, dessen Worte ihm als ein Orakel galten, unter allen Umständen beizustehen, war der Herausforderer. Er hatte geglaubt, durch sein Auftreten Ernst einzuschüchtern; als aber gerade das Gegentheil stattfand und er sah, daß Ernst, statt kleinmüthig einzulenken, der ganzen Gesellschaft den Kopf wusch, wurde er selbst ein wenig an sich irre und schwankte fast, ob er nicht seinerseits nachgeben solle. Doch dazu konnte er sich nicht entschließen, indem er sich zu getroffen und beleidigt dadurch fühlte, daß ihn Ernst einen Renommisten mit der Klinge genannt hatte.

Das Duell fand statt; beide Gegner waren gute Fechter und der Ausgang blieb lange unentschieden. Endlich beim dritten Gange versetzte Ernst seinem

Gegner einen Hieb in's Gesicht, der ihm leider ein Stück von der Nase wegriß und die Wange gefährlich verletzte.

Als Ernst am folgenden Tage wieder in dem Lokale erschien, wo er zu speisen pflegte, fand er kaum die Hälfte der früheren Tischgenossenschaft beisammen; das gelehrte Triumvirat hatte für gut befunden, sich nach einem andern Lokale umzusehen und die Anhänger, die ihm nach der Scene mit Ernst geblieben waren, mit sich gezogen. Die Uebrigen hatten sich, nach reiflichem Nachdenken, auf die Seite unseres Freundes geneigt, für den sie jetzt Gut und Blut geopfert hätten. Indeß Ernst gehörte nicht zu den Menschen, welche Vergnügen an der blinden Unterwürfigkeit Anderer finden; er benutzte seinen Einfluß auf seine jungen Freunde nur im uneigennützigsten und besten Sinne, indem er es verschmähte seine geistige Ueberlegenheit irgendwie zur Schau zu tragen und die Unterhaltung stets auf Fragen zu lenken wußte, welche Allen gleichmäßig Gelegenheit gaben, ihr Urtheil zu entwickeln.

Es war ihm von jeher peinlich gewesen zu sehen, wie die meisten Menschen, theils aus Trägheit im Denken, theils weil ihnen der Muth fehlt eine eigene

Meinung zu vertreten, sich selbst Götzen oder Autoritäten schaffen, welche für sie denken und urtheilen müssen, und deren Aussprüchen sie sich unbedingt anschließen. Er suchte nun bei den jungen Leuten, die eben drei Götzen verstoßen hatten, um ihn dafür an die Stelle zu setzen, vor Allem eigenes Denken und ein eigenes Urtheil zu wecken, indem er ihnen durch eine Menge Beispiele veranschaulichte, wie schädlich es in der Wissenschaft wie im Leben sei, sich blind der Führung Anderer zu überlassen.

Diese Beispiele ergaben sich gleichsam von selbst, indem er sein jetziges Verhältniß zu der Tischgesellschaft mit demjenigen verglich; welches er und sie, noch wenige Tage vorher zu dem abgetretenen Triumvirat eingenommen hatte. Damals hätte z. B. jeder von ihnen geglaubt, sich lächerlich zu machen oder eine wissenschaftliche Blöße zu geben, wenn er seine eigenen Gedanken oder Gefühle in religiösen Dingen ausgedrückt hätte. Keiner von ihnen würde den hochmüthigen Blick, mit welchem der Philosoph auf Alles herabsah, was über seine nüchternen und dürftigen Begriffe hinausging, ertragen haben, während jetzt sich Alle offen zu den religiösen Anschauungen Ernst's bekannten,

welche schon lange in ihnen gelebt hatten, aber erst durch ihn an's Licht getreten waren.

Der Philosoph und der Bibliophage hatten durch ihren unmännlichen Rückzug sehr an Ansehn verloren, selbst bei Denen, welche aus einem gewissen falschen Ehrgefühl ihnen jetzt äußerlich noch anhingen. Ernst hingegen hatte durch sein entschiedenes Auftreten sehr im Ansehn der Studenten gewonnen, und es würde ihm leicht gewesen sein sich eine mächtige Partei unter ihnen zu bilden, wenn ihm überhaupt darum zu thun gewesen wäre. Er hatte aber eine förmliche Scheu davor, auf die Masse zu wirken; es kostete ihm immer Ueberwindung zu einer großen Versammlung zu reden, da er bei Andern gewahrt hatte, wie gefährlich die Wirkung des Wortes auf die Masse ist und wie sehr Recht Schiller hatte:

„Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus."

Er hatte bemerkt, daß auf die Masse fast immer die Phrase am mächtigsten wirkt, und da es ihm unmöglich war Phrasen zu machen, so zog er bei Discussionen wichtiger Fragen kleinere Gesellschaften, größeren Versammlungen vor. Am gesprächigsten war

er, wenn ihn Jemand auf Spaziergängen begleitete, wo sich ihm bei seinem scharfen Blicke auf jedem Schritte Gelegenheit zu einer sinnigen Bemerkung oder Betrachtung bot. Seine eifrigsten Anhänger waren ein junger Baron Felsburg, von welchem später die Rede sein wird, und Wilhelm Norden, derselbe Student, den er im Duell verwundet hatte. So lange die Verwundung gefährliche Folgen zu haben schien, war Ernst täglich ein paar Mal in das Haus Norden's gegangen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und dieser hatte plötzlich eine solche Freundschaft für Ernst gefaßt, daß er sich am liebsten gar nicht wieder von ihm getrennt hätte. Nach seiner Genesung, welche leider Spuren zurückließ, die sein Gesicht auf immer entstellten, bat er Ernst in so achtungsvollen Ausdrücken sich seiner anzunehmen und das Vergangene zu vergessen, daß dieser, gerührt durch solche wundersame Bekehrung, ihn fast täglich zu seinen Spaziergängen abholte und sein Bestreben, Ordnung in den bis dahin etwas konfusen Ideengang Norden's zu bringen, durch den Erfolg belohnt sah, daß aus dem alten Renommisten und gefürchteten Pauker ein tüchtiger und strebsamer Mensch wurde.

Hans v. Felsburg war der Sohn eines reichen Edelmannes, der von seinen Nachbarn für einen Sonderling gehalten wurde, weil er sich bestrebte ein Edelmann im vollen Sinne des Wortes zu sein. Schon frühe war er sich über die Vorrechte und Vortheile seines Standes, sowie über die Aufgaben, die ihm daraus entsprangen, klar geworden. Ein längerer Aufenthalt in Frankreich und England hatte auch die letzten angeerbten Vorurtheile zerstört, ohne an seinem ächt deutschen Charakter das Geringste zu verderben. Er begriff, welch ein nothwendiger und wichtiger Stand ein mächtiger Adel in einer wohlorganisirten Monarchie sei, der seine Aufgabe, vermittelnd zwischen Volk und Thron zu stehen und in allen großen Fragen die Initiative zu ergreifen, richtig erfaßte. Er suchte in diesem Sinne schon als junger Mann auf seine Standesgenossen zu wirken und durch Wort und Schrift darzuthun, wie sehr der deutsche Adel seit Jahrhunderten seine Stellung verkannt habe, indem er immer hinter den Forderungen der Zeit zurück geblieben, immer nur dem Rückschritt, niemals dem Fortschritt gedient, immer nur an die Erhaltung seiner Vorrechte, niemals aber an die Erfüllung seiner Pflichten gegen

das gemeinsame Vaterland gedacht habe. Er schrieb eine besondere Abhandlung, worin er sehr anschaulich nachwies, daß während derselben Zeit, wo der englische Adel für die Einigung seines Landes gekämpft und dem Volke eine schützende Verfassung errungen, zugleich so konservativer und elastischer Natur, daß sie unwandelbar ihre alten Grundlagen festhält und sich doch bequem allen neueren Bedürfnissen und Forderungen anschmiegt, der deutsche Adel (der die Hauptschuld an der Zersplitterung des gemeinsamen Vaterlandes trage) als politische Körperschaft sich immer unfähig und ohnmächtig gezeigt und die Befriedigung seines Ehrgeizes und Thatendrangs hauptsächlich nur in höfischem Dienst und in einem principlosen Landsknechtthum gesucht habe. Während der englische Adel von jeher hauptsächlich die großen Interessen der Nation im Auge gehabt und sich fortwährend durch Vermischung mit dem Volke verjüngt und erfrischt habe, sei dem deutschen Adel Nichts wichtiger gewesen, als die Reinheit seines Stammbaumes aufrecht zu erhalten, unbekümmert darum, ob durch die lange Ahnenreihe das Geschlecht veredelt oder verkümmert sei. Er habe durch übertriebene Hochstellung ererbten Verdienstes

sich daran gewöhnt, auf alles persönliche Verdienst mit Geringschätzung herabzusehen und so seinem eigenen Ruin in die Hände gearbeitet.

Solche und ähnliche Punkte waren in der Abhandlung des Herrn v. Felsburg erörtert, und dabei zugleich praktische Vorschläge gethan um den Adel zu reformiren, allein der würdige Mann erwarb sich mit seinen ehrlich gemeinten Bestrebungen schlechten Dank bei seinen Standesgenossen, welche seine Schrift verurtheilten ohne sie gelesen zu haben, und den Verfasser der Demagogie beschuldigten, ohne je recht zur Einsicht dessen gekommen zu sein, was er eigentlich wollte. Sie beklagten es nur unter einander, daß ein Edelmann, der sein Geschlecht bis auf Karl den Großen zurückführte, um den Beifall der Zeitungsschreiber und Volksmänner (wie sie sich ausdrückten) buhle, und als er gar eine junge Dame heirathete, welche keine sechzehn Ahnen aufzählen konnte, sondern die Tochter eines Generals war, der durch persönliche Verdienste den Adel errungen hatte, überwarf sich seine ganze Verwandtschaft mit ihm, mit alleiniger Ausnahme seines Bruders, der ganz seine Ansichten theilte.

Hans war der älteste Sprößling dieser glücklichen

Ehe und hatte eine äußerst sorgfältige Erziehung erhalten, geleitet nach den freisinnigen Grundsätzen seines Vaters.

In Göttingen war es ihm lange schwer geworden, einen seinen Neigungen entsprechenden Umgang zu finden. Es gab dort eine kleine aristokratische Clique, welche es mit den Studien ziemlich leicht nahm, sich von den übrigen Studenten möglichst fern hielt und ihr adeliches Bewußtsein besonders dadurch nährte, daß sie Champagner trank, wo Jene Bier tranken. Hans fand in dieser Clique einige gute ritterliche Gesellen, aus denen bei verständiger Leitung etwas Tüchtiges hätte werden können; er fand noch mehr übermüthige Junker, wie das nördliche Deutschland sie zu Hunderten aufzuweisen hat, allein er fand nicht, was er suchte: Gelegenheit zu geistiger und geselliger Ausbildung. Er mischte sich nun in die Gesellschaften der übrigen Studenten, wo es ihm besser behagte, wenn er auch hin und wieder durch kleine Aeußerungen von Rohheit unangenehm berührt wurde. Das Verlangen hervorragende Köpfe kennen zu lernen und sich nach ihnen zu bilden, führte ihn in die Tischgenossenschaft des gelehrten Triumvirat's, welches wir aus den

vorstehenden Blättern kennen gelernt haben. Zu Ernst fühlte er sich vom ersten Augenblicke an außerordentlich hingezogen und es ging ihm schmerzlich nahe, daß dieser seine Neigung in keiner Weise zu erwidern schien. Nach dem Auftritte, welcher eine Spaltung in der Gesellschaft erzeugt hatte, kam Hans zu Ernst, um ihm zu sagen, wie sehr er sich ihm zu Dank verpflichtet fühle, daß er ihn von dem unheilvollen Einflusse des Philosophen, den er wie die Andern lange als eine Autorität betrachtet, befreit habe. Hans fügte hinzu, wie hoch er Ernst schätze, daß er es aber kaum noch wage seine Gesellschaft aufzusuchen, da er auf Ernst einen entschieden ungünstigen Eindruck zu machen scheine.

„Ganz im Gegentheil!“ erwiderte Ernst, „von der ganzen Tischgesellschaft haben Sie mir entschieden den günstigsten Eindruck gemacht, und mein zurückhaltendes Benehmen gegen Sie hatte ganz andere Gründe, als Sie vermuthen.“

„Ist es unbescheiden, wenn ich Sie bitte mir diese Gründe mitzutheilen?“

„Durchaus nicht; ich will mich offen gegen Sie aussprechen. Wären Sie derselbe, der Sie sind, ohne

zufällig einem anderen Stande anzugehören, als ich, so würde ich Ihnen wahrscheinlich zuerst meine Freundschaft angetragen haben; so aber habe ich es grundsätzlich vermieden mich Ihnen zu nähern, um zu alten Enttäuschungen nicht noch neue hinzuzufügen. Soweit meine bisherigen Erfahrungen reichen, ist eine Freundschaft zwischen Personen verschiedenen Standes nie auf festen Grund gebaut, da der äußerlich höher Stehende eines Vortheils genießt, welchen er häufig versucht wird zu mißbrauchen. Dadurch entsteht für den anderen Theil eine Unsicherheit, welche die peinlichsten Situationen von der Welt erzeugt. Ich habe dergleichen erfahren und möchte diese Erfahrung nicht wiederholen. Wo der Freundschaft voraussichtlich fester Grund und Dauer fehlt, wo ihr zartes Gebäu über kurz oder lang an Vorurtheilen scheitern kann, wenn sie sich sorglos dem Strom des Gefühls überläßt, mit Einem Worte: wo man sich nicht ganz sicher fühlt, soll man keinen engeren Bund schließen."

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich bin," erwiderte Hans, indem er herzlich Ernst's Hand drückte, „daß Sie keine anderen Gründe der Zurückhaltung gegen mich hatten, als die eben geäußerten.

Wenn es ein Verdienst ist, keine Standesvorurtheile zu haben, so darf ich dieses Verdienst wohl für mich in Anspruch nehmen. Ich will mich Ihnen nicht aufdrängen, aber wenn Sie mich Ihres Vertrauens würdigen wollen, so hoffe ich Ihnen mit der Zeit zu beweisen, daß zwischen zwei vernünftig denkenden Menschen, auch wenn sie verschiedenen Ständen angehören, reine und innige Herzensbeziehungen wohl bestehen können. Sollte jemals ein Vorurtheil störend zwischen uns treten, so müßte es von Ihnen ausgehen, denn für mich kann ich einstehen; Sie dürfen sich aber darauf verlassen, daß ich es nicht nähren, sondern mich bestreben würde es zu zerstreuen. Sind Sie mir nicht schon jetzt, gleich zu Anfang unserer näheren Bekanntschaft, mit einem Vorurtheil entgegen getreten, wozu ich meinerseits nicht den geringsten Anlaß gegeben habe? Oder war es nicht etwa ein Vorurtheil, welches Sie abhielt, früher meine nähere Bekanntschaft zu machen, blos weil ein paar unangenehme Erfahrungen Sie gegen den ganzen Adel eingenommen haben? Wie mir scheinen will — fuhr er lächelnd fort, als er sah, daß Ernst freundlich auf seine Erörterungen einging — liegt in solcher Voreingenom-

menheit gegen einen ganzen Stand eine gewisse Ungerechtigkeit, denn so wenig man berechtigt ist, alle Menschen für Spitzbuben zu halten, wenn man auch hundertmal das Unglück gehabt hat, bestohlen zu werden, so wenig ist man berechtigt, mißgünstig über einen ganzen Stand zu urtheilen, weil Einzelne dieses Standes sich Dieses oder Jenes haben zu Schulden kommen lassen."

„Der Vergleich trifft nicht ganz zu," nahm Ernst in freundlicher Weise wieder das Wort, „allerdings hat Niemand das Recht, alle Menschen für Spitzbuben zu halten, selbst wenn er tausendmal bestohlen wäre, allein Jeder, der auch nur einmal bestohlen ist, hat das Recht sich gegen künftige Fälle zu sichern und hübsch in Acht zu nehmen, und es giebt keinen schlimmeren Diebstahl, als wenn man uns das Herz stiehlt. . . . . Doch schlagen sie ein, — rief er, Hans die Hand bietend — ich will es auf jede Gefahr hin mit Ihnen versuchen. Blos weil Sie mir von vornherein so gefährlich waren, habe ich mich so zurückhaltend gegen Sie gezeigt, wenn Sie übrigens einen untrüglichen Beweis haben wollen, daß ich keine principielle Abneigung oder Vorurtheile gegen den Adel

habe, so lesen Sie diese Blätter, welche meine Ansichten über die Bedeutung der Aristokratie im Allgemeinen, der Deutschen insbesondere enthalten, die nach meiner historisch begründeten Ansicht heutzutage mehr eine Kaste, als einen Stand bildet.

„Da haben Sie das richtige Wort getroffen," fiel Hans ein, indem er die ihm gereichten Blätter entgegennahm, bei deren Durchfliegen er bald zu seiner großen Freude bemerkte, daß sie denselben Grundanschauungen entsprungen waren, welche sein Vater in der schon erwähnten Schrift entwickelt hatte.

„Haben Sie zufällig die Abhandlung meines Vaters über denselben Gegenstand gelesen?" fragte er Ernst, welcher die Frage verneinte. „Dann wird es — fuhr Hans eifrig fort — meinem Vater zu doppelter Genugthuung gereichen, daß Sie im Princip so ganz mit ihm übereinstimmen und unabhängig von ihm in der Entwickelung Ihrer Gedanken zu ähnlichen Resultaten gekommen sind, wie er. Sie müssen mir erlauben eine Abschrift dieser Blätter zu nehmen und ich werde Ihnen noch heute, die schon vor einem Vierteljahrhundert geschriebene, aber leider in den Kreisen, für welche sie hauptsächlich berechnet war, am

wenigsten bekannt gewordene Abhandlung meines Vaters, bringen. Zugleich bitte ich Sie mir zu erlauben, Sie bei dem Erbprinzen von X. einzuführen, der hier studirt und nach dem, was er von Ihnen gehört hat, schon lange wünscht, Ihre Bekanntschaft zu machen." — Noch an demselben Tage tranken Ernst und Hans Brüderschaft und Beide sollten es nie bereuen, engere Freundschaft geschlossen zu haben, welche für sie eine immer frische Quelle geistiger Anregung und vertraulicher Mittheilung blieb.

Siebenzehntes Kapitel.

Herr v. Felsburg. — Ernst's Rückkehr nach der Hauptstadt. — Traurige Missverständnisse und Erfahrungen.

Der alte Felsburg war so entzückt von Ernst's Aufzeichnungen, daß er eigens deßhalb nach Göttingen kam, um seine Bekanntschaft zu machen. Der würdige Mann, der eine lange Reihe von Jahren hohe Staatsämter bekleidet und sich vielfach ausgezeichnet hatte, gestand mit liebenswürdiger Bescheidenheit, daß Ernst's Aufzeichnungen seine eigene Abhandlung über denselben Gegenstand an Werth weit überträfen, und drang darauf sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Er fand einen großen Genuß darin, sich mit Ernst über alle wichtigen Fragen der Zeit zu unterhalten, und war ganz erstaunt über die Fülle von Kenntnissen und die Klarheit des Urtheils, welche dieser dabei entwickelte. Zugleich war es ihm eine große Freude zu sehen, daß sein Sohn einen solchen Freund gefunden. Er schied

nicht eher bis Ernst ihm versprochen hatte, gemeinschaftlich mit Hans ihn in den nächsten Ferien auf seinem Gute zu besuchen, welches nicht weit von Ernst's Heimathstädtchen lag, so daß er einen Besuch bei den Seinigen bequem damit verbinden konnte.

Auch auf den Erbprinzen, zu dessen Gunsten Hans nicht zuviel gesagt hatte, machte Ernst einen so erfreulichen Eindruck, daß sich ein lebhafter und enger Verkehr, der für beide Theile wohlthuend und ersprießlich war, zwischen ihnen bildete. Außerdem fanden sich noch junge Leute genug, in deren Umgang sich Ernst gefiel, denn da er Niemanden aufsuchte, sondern sich aufsuchen ließ, so kamen ihm nur solche Studenten nahe, auf welche er eine besondere Anziehungskraft übte.

So flossen ihm, unterbrochen durch kleine Ausflüge und Besuche in der Heimath, zwei Jahre in fruchtbarer Thätigkeit und anregendem, veredelndem Umgange rasch dahin. Ida's Bild war nicht aus seiner Seele gewichen; es verging kein Tag, ohne daß er ihrer gedachte, aber die Erinnerung an sie diente nicht mehr ihn zu beugen, sondern ihn aufzurichten. Sie umschwebte ihn wie ein schützender Genius, welcher

ihn von aller Gemeinheit und von den Gefahren, welche die Begleiter so junger Jahre zu sein pflegen, fern hielt. Freilich war es ihm ein betrübender Gedanke, daß er von dem holdseligen Geschöpfe Nichts behalten sollte, als die Erinnerung, daß sich ihm gar keine Aussicht bot, ihr wieder zu begegnen, daß sie also gleichsam für ihn todt sein sollte. Indeß durch angestrengte Arbeit wußte er solche schwermüthige Gedanken immer wieder zu überwinden, und er hatte sogar Momente der ausgelassensten Fröhlichkeit, wo er in vertrautem Kreise so ausbündig sein und lachen konnte, wie ein Kind. Es war unmöglich ihn lachen zu hören, ohne selbst mitzulachen und heiter gestimmt zu werden, denn man fühlte, daß die Quelle seines Lachens und Witzes ein gutes Herz war.

Als er sich anschickte, nach zweijährigem Aufenthalte Göttingen zu verlassen, um noch ein halbes Jahr in Heidelberg zu studiren, erhielt er eine dringende Einladung von Herrn v. Felsburg, der, nachdem er ein paar Jahre Urlaub gehabt hatte, um seine angegriffene Gesundheit herzustellen, im Begriff stand, wieder als Gesandter nach Paris zu gehen. Er hatte Ernst so liebgewonnen und setzte ein solches Vertrauen

in seine Fähigkeiten, daß er ihn dauernd an sich zu fesseln wünschte und ihn zu dem Zwecke gern zu seinem Privatsekretär machen wollte. Bevor er mit seinem Antrage herausrückte, suchte er Ernst über dessen Zukunftspläne auszuforschen und erfuhr, daß dieser beabsichtige sich an irgend einer Universität zu habilitiren. Der alte Herr hatte dagegen Nichts einzuwenden, meinte aber, es könne ihm nicht schaden sich vorher noch ein bischen in der Welt umzusehen, da er doch nicht dazu angethan sei, ein bloßer Stubengelehrter zu werden.

Ernst fand die ihm eröffneten Aussichten verlockend genug; doch konnte er sich nicht entschließen, ohne Weiteres seinen reiflich erwogenen Plan aufzugeben.

„An respektablen Gelehrten," sagte der alte Herr, „haben wir in Deutschland keinen Mangel, wohl aber an tüchtigen Staatsmännern und Diplomaten. Ihr Herz schlägt so warm für Deutschland, dabei haben Sie ein so eingehendes Verständniß für die großen Fragen der Zeit und nehmen ein so lebhaftes Interesse daran, wie man das leider selten bei unseren jungen Gelehrten findet. Ich halte es deßhalb für meine Pflicht, das Meine zu thun, Sie für eine staats-

männische Carrière zu gewinnen. Ich glaube, es wird mir nicht schwer fallen, wenn Sie ein paar Jahre in meiner Nähe gelebt haben, es durch meinen Einfluß zu bewirken, daß Sie einer Gesandtschaft attachirt werden, wo sich Ihnen dann selbst bald die Gelegenheit zur Auszeichnung und Beförderung bieten wird. Ueberlegen Sie sich die Sache reiflich; ich lasse Ihnen ein halbes Jahr Bedenkzeit."

Das halbe Jahr floß unter angestrengten Studien rasch dahin, ohne daß Ernst zu einem bestimmten Entschlusse gelangen konnte. Ihn selbst trieb es mächtigen Dranges hinaus in die weite Welt, allein die Professoren, welche er um Rath fragte, waren entschieden dagegen, daß er sich der diplomatischen Laufbahn widme. Sie stellten ihm vor, wie groß die pekuniären Opfer seien, welche diese Laufbahn erfordere und wie äußerst selten es einem Bürgerlichen gelinge, sich darin durch bloßes Verdienst und Talent emporzuschwingen, wo fast Alles auf Protektion und einen aristokratischen Namen ankomme und es sich weit mehr darum handle, etwas zu scheinen oder zu gelten, als zu sein.

Anderseits konnte sich Ernst nicht verbergen, daß

auch die akademische Laufbahn große pekuniäre Opfer erfordere und dann sagte er sich selbst, daß er ja diese noch immer einschlagen könne, wenn ihm jene nicht gefiele.

Während er noch so hin- und herschwankte, erhielt er einen Brief von Frau v. Hirschsohn, worin sie ihm zärtliche Vorwürfe machte, daß er gar keine Anstalt treffe in die Hauptstadt zurückzukehren und ihm meldete, daß Comtesse Ida v. Rauheim seit Kurzem mit einem Herrn v. Meersau verlobt sei.

Diese Nachricht machte einen so erschütternden Eindruck auf Ernst, daß er sich kaum zu fassen vermochte und alle übrigen Neuigkeiten, wovon der Brief wimmelte, gänzlich übersah. Hätte man ihm gemeldet, daß Ida gestorben sei, so würde er das weit ruhiger ertragen haben, als diese Nachricht von ihrer Verlobung mit einem Manne, der ihrer in keiner Weise würdig war. Er hatte Herrn v. Meersau ein paar Mal in Gesellschaften gesehen und im Rauheim'schen Hause öfter von ihm reden hören, immer mit Ausdrücken der Verachtung oder des Spottes. Zu seiner Empfehlung war Nichts zu sagen, als daß er ein ungeheures Vermögen besitzen sollte, welches sein Vater

durch Wucher erworben hatte. Seine Persönlichkeit war eine der widerwärtigsten die man sich denken konnte, über seinen Lebenswandel erzählte man sich die haarsträubendsten Geschichten.

„Und dieser Mensch," rief Ernst ein Mal über das andere, erst unruhig im Zimmer auf- und abschreitend und dann, unfähig sich länger auf den Beinen zu halten, wie erschöpft von einer mächtigen Anstrengung auf's Sopha sinkend, „dieser Mensch soll Ida's Gemahl werden! Das kann nicht sein, das darf nicht sein! hier muß ein Irrthum obwalten. Und doch: steht's im Briefe nicht deutlich geschrieben? O Geld, du Verderbniß der Menschen!"

Er verbrachte eine schreckliche Nacht und entschloß sich selbst nach der Hauptstadt zu reisen, um Näheres über die Sache zu erfahren, da er sich die Möglichkeit, Ida an der Seite des Herrn v. Meersau zu sehen, gar nicht vorstellen konnte. Es war ihm um so schrecklicher an diese Verbindung zu denken, als Ida selbst dadurch in seinen Augen entweiht erschien. Er konnte sie als Gemahlin eines so widerwärtigen Mannes beklagen, bemitleiden, beweinen, aber nicht mehr zu ihr emporblicken, als zu dem reinen Leitstern seines

Lebens. Die ganze Menschheit schien ihm durch diese Verbindung entwürdigt, durch welche sich in seinen Augen alle Unterschiede von hoch und niedrig, gut und schlecht, edel und gemein verwischten . . . .

In der Hauptstadt angekommen, eilte er gleich zu Frau v. Hirschsohn, die ihn mit alter Herzlichkeit empfing, aber über sein verstörtes Aussehen und seine sich überstürzenden Fragen ganz außer sich gerieth. Sie merkte bald, daß eine tiefe Leidenschaft zu Ida, eine Leidenschaft, von welcher sie bis dahin keine Ahnung gehabt, da er in der Erzählung seiner Lebensgeschichte nicht das Geringste davon verrathen hatte, der Grund seiner auffallenden Erscheinung sei. Diese Entdeckung machte auf sie nach zwei Richtungen hin einen schmerzlichen Eindruck: einmal hielt sie es für einen Mangel an Vertrauen, daß ihr Ernst gerade das für sie Wichtigste seiner Geschichte verschwiegen hatte, und dazu kam, daß sie des Glaubens gewesen war, der eigentliche Gegenstand seiner jugendlichen Liebe sei ihre eigene Tochter.

Er hatte sich immer so zuvorkommend gegen diese gezeigt und schien sich so wohl in ihrer Nähe zu befinden, daß die Vermuthung der Mutter, seine herz-

liche Freundlichkeit gegen Adelheid sei ein Beweis heimlicher Liebe, wohl gerechtfertigt erschien. Dazu kam, daß Adelheid ihrerseits sich auf das Lebhafteste zu ihm hingezogen fühlte.

Frau v. Hirschsohn, welche von vornherein in die Ehrenhaftigkeit seines Charakters das unbedingteste Vertrauen setzte, hatte dem Beisammensein der jungen Leute, auch wenn sie selbst nicht zugegen sein konnte, nie das geringste Hinderniß in den Weg gelegt. Ihre günstige Meinung von ihm und die lebhafte Zuneigung, welche sie selbst für ihn fühlte, hatte sie mehr und mehr in der geheimen Hoffnung bestärkt, daß es ihm bei seiner ungewöhnlichen Begabung nicht fehlen könne, auf eine oder die andere Weise eine glänzende Carrière zu machen.

Nun war es ihr allerdings aufgefallen, daß seine Briefe, seit er die Hauptstadt verlassen hatte, wohl immer die lebhafteste Theilnahme an den Geschicken ihres Hauses, sowie herzliche Dankbarkeit und Freundschaft athmeten, daß aber die Trennung von Adelheid doch nicht einen so tiefen und schmerzlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wie es bei Liebenden der Fall zu sein pflegt. Indeß gefiel sie sich darin, diese

Mäßigung seiner Ausdrücke einer gewissen delikaten Zurückhaltung zuzuschreiben, welche seinem Charakter ganz entsprach. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet war es ihr sogar lieb, daß in Ernst's Briefen nie mehr enthalten war, als ihr Gemahl lesen konnte, von welchem sie wohl wußte, daß er als ein guter Geschäftsmann sich auf keine unsichere und fernliegende Zukunftspläne einlassen werde, wo das Glück seiner einzigen, innig geliebten Tochter in Frage stand. Für sie selbst war eine Verbindung Ernst's mit Adelheid noch keine ausgemachte Sache, sondern dämmerte nur in ihr als ein lieber Wunsch, schwebte ihr vor als eine ferne Möglichkeit. Stellte sie sich die Schwierigkeiten vor, welche sie selbst in dem Falle, daß Ernst's Laufbahn ganz ihren Wünschen entspräche, haben würde, um die Zustimmung ihres Gemahls zu erlangen, so beruhigte sie sich gleich durch den Gedanken, daß sie ja noch durch keinerlei Verpflichtung gebunden sei und ihre Entschließung ganz von den Umständen abhängig machen könne. Sie glaubte ein Recht zu haben sich völlige Freiheit des Handelns vorzubehalten, aber, daß Ernst selbst ihren Lieblingsplan durchkreuzen würde, hatte sie nicht erwartet. Auch war ihr Mutterstolz

ein wenig dadurch gekränkt, daß Ernst eine Andere ihrer Adelheid vorgezogen; kurz, verschiedene Ursachen wirkten zusammen, daß ihre Gefühle für Ernst einen jähen Umschwung erlitten und in der Aufregung ihre Freundschaft sich beinahe in Haß verwandelte.

So werden die besten Menschen oft ungerecht, wenn sie das Glück Anderer begründen wollen, ohne zuvor erforscht zu haben, ob das ihren Schützlingen zugedachte Loos auch wirklich zu ihrem Glücke führe. Ihrer guten Absichten sich bewußt, halten sie Alles, was diese durchkreuzt, für Undankbarkeit; nur ihr eigenes Herz zu Rathe ziehend, vergessen sie leicht, sich in das Herz des Andern zu versetzen.

Achtzehntes Kapitel.

Ernst trennt sich von der Familie Hirschsohn und findet Herrn Dämlich wieder als Würdenträger der Kirche.

Die auffallende Veränderung in dem Benehmen der Frau v. Hirschsohn entging Ernst nicht und berührte ihn um so schmerzlicher, als er wirklich mit aufrichtiger Verehrung und Freundschaft an ihr hing und scharfblickend genug war, die Ursache zu errathen, welche er doch beim besten Willen nicht hinwegräumen konnte. Er hoffte, daß die Zukunft ihm Gelegenheit bieten werde, seine unveränderliche, treue Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu beweisen. Gleich bei seiner Ankunft hatte er Frau v. Hirschsohn versprechen müssen, zum Diner zu bleiben, jetzt nach dem so plötzlichen Wechsel der Stimmung wäre er lieber sofort wieder gegangen, doch die Sache ließ sich nicht mehr ändern und er blieb.

Bei Tische war die Rede auch von der Verlobung des Baron Meersau mit Comteß Ida.

„Man hat dem Baron seit Jahren viel Schlimmes nachgesagt," bemerkte Frau v. Hirschsohn, „allein dem Urtheil der Welt ist nicht immer zu trauen. Jedenfalls gereicht die Wahl, welche er getroffen, ihm sehr zur Ehre, nach Allem was wir von Ihnen und Andern über die Persönlichkeit und den Charakter der reizenden Gräfin gehört haben. Es ist schon oft vorgekommen, daß eine anmuthige Frau mit festen Grundsätzen veredelnd auf ihren Gatten eingewirkt hat, und es steht zu hoffen, daß ein Gleiches auch bei Baron Meersau der Fall sein werde."

„Der Baron ist gar keine schlechte Partie," fiel Herr v. Hirschsohn ein, „ich kenne seine Vermögensverhältnisse sehr genau, die doch bei einer ehelichen Verbindung sehr mit in's Gewicht fallen und hier bedeutend genug sind, daß manche Prinzessin sich glücklich schätzen würde, ihm die Hand zu reichen. Ich weiß wohl, daß jetzt Mancher die Nase über ihn rümpft, aber es fragt sich, ob die junge Gräfin v. Rauheim, deren einzige Mitgift, so viel ich weiß, ihre Schönheit ist, einen anderen Gemahl finden würde,

der so im Stande wäre ihr Glück zu begründen, wie dieser. Rang und Namen verlangen einen soliden Reichthum zur Unterlage, wenn sie was bedeuten sollen. Das ist nun einmal so in der Welt und wird auch wohl immer so bleiben."

Adelheid, welcher die plötzlich eingetretene Verstimmung zwischen ihrer Mutter und Ernst nicht entgangen war, saß fast während der ganzen Unterhaltung mit niedergeschlagenen Augen da.

Das Gespräch drehte sich auch um Arthur, der, wie Ernst erst hier erfuhr, seit Kurzem der Gesandtschaft in Petersburg attachirt war. Sowohl Herr wie Frau v. Hirschsohn wußten viel zum Lobe Arthur's zu sagen.

„Ich bin überzeugt," bemerkte Herr v. Hirschsohn, „daß der junge Graf eine glänzende Carrière machen wird. Er hat eine einnehmende Gestalt, gewinnende Formen, Weltklugheit, spricht französisch wie ein Pariser und weiß mit Menschen umzugehen. Dem kann es nicht fehlen bald Gesandter zu werden, und ein guter Gesandtschaftsposten ist so gut, wie eine halbe Million Kapital."

Ernst athmete erst wieder frei auf, als er das

Haus verlassen hatte. Er ging hastigen Schrittes bis an die Ecke der Straße, wo eine Droschke hielt, die er in Beschlag nehmen wollte, um noch einige nothwendige Besuche bei entfernt wohnenden Bekannten zu machen. Indem er seine Blicke auf den neben der Droschke stehenden Kutscher richtete, bemerkte er, daß ein schwarzgekleideter Herr sich von der anderen Seite der Straße der Droschke näherte, augenscheinlich ebenfalls zu dem Zwecke sich ihrer zu bedienen. Er verdoppelte deßhalb seine Schritte, rief den Kutscher an, der sogleich den Wagenschlag öffnete, und war eben im Begriff einzusteigen, als er den schwarzen Herrn, der nur noch wenige Schritte von ihm entfernt war, näher in's Auge faßte und ein altbekanntes Gesicht zu entdecken glaubte. Auch der schwarze Herr fixirte Ernst aufmerksam, als ob er ihn kennen müsse und dieser rief plötzlich aus: „Seh ich recht, Herr Dämlich!"

„Das ist mein Name," erwiderte der Andere mehr salbungsvoll als verbindlich, „Superintendent Dämlich! Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?"

„Ich bin Ernst Bleibtreu, Ihr ehemaliger Schüler."

„Ah, Herr Bleibtreu! Oder vielleicht Herr Doktor?"

„Nein, Herr Superintendent, das nicht," entgegnete Ernst, mit Mühe ein Lächeln zurückhaltend, „Sie können mich immer noch nennen, wie Sie mich früher genannt haben, mein Name hat keine Vermehrung, noch Verminderung erlitten."

Der Herr Superintendent war augenscheinlich in Verlegenheit, wie er diese Worte deuten sollte; er that, als ob er sie ganz überhört hätte und sagte in so salbungsvollem Tone wie vorher: „Freut mich sehr, Sie wieder zu sehen, Herr Bleibtreu! Wie ist es Ihnen in der langen Zeit ergangen?"

„Im Ganzen sehr gut," erwiderte Ernst, „doch ich fürchte, Sie durch eine ausführliche Erzählung meiner Schicksale aufzuhalten, da Sie es eilig zu haben scheinen. Vielleicht können wir eine Strecke zusammen fahren, wenn unsere Wege nicht gar zu weit auseinander führen."

Das Anerbieten wurde vom Superintendenten dankend angenommen; er wollte nach Hause fahren und Ernst brauchte dabei keinen großen Umweg zu machen. Seine Erlebnisse, seit ihrer Trennung, waren bald erzählt, soweit sie sich für diese Ohren eigneten; er konnte sich um so kürzer fassen, als dem Superinten-

denten weniger darum zu thun schien, zu hören, als selbst zu sprechen, um seinem ehemaligen Schüler einen möglichst hohen Begriff von seiner jetzigen einflußreichen und ehrenvollen Stellung beizubringen. Ernst mußte auch, obgleich er sich dagegen sträubte, dem neuen Würdenträger in sein Haus folgen, um seiner Familie vorgestellt zu werden, denn Herr Dämlich war bereits seit fünf Jahren mit der Tochter eines anderen, noch höher gestellten geistlichen Würdenträgers, verheirathet und glücklicher Vater von drei Kindern.

Die Frau Superintendentin, eine lange, hagere Frau, mit ungewöhnlich langem, dürrem Halse, auf welchem ein unverhältnißmäßig großer, dicker Kopf saß, dessen Formen mehr männlicher als weiblicher Natur waren, empfing Ernst mit herablassender Amtsmiene und verschwand dann alsobald aus dem Zimmer, um auf den Wunsch ihres Gemahls die Kinder hereinbringen zu lassen und eine Erfrischung zu besorgen, obgleich Ernst auf das Nachdrücklichste betheuerte, daß er nicht im Stande sei irgend Etwas zu genießen, da er eben von einem sehr reichlichen Diner komme.

„Ein Gläschen Wein wird Ihnen nicht schaden,"

bemerkte der Superintendent mit der Miene eines Mannes, der in allen Fällen wisse, was zum Heile des Menschen gereiche, „doch erst erlauben Sie mir Ihnen meine Behausung zu zeigen."

Mit diesen Worten führte er ihn, aus der ganz behäbig eingerichteten und eingeräucherten Studirstube, durch die andern Gemächer der geräumigen Amtswohnung. Sie kamen erst durch ein paar große Zimmer mit kahlen Tapetenwänden, an welchen dürftig vertheilt noch ganz neu aussehende Mahagonimöbel standen. Die zwei Lehnstühle und zwei Sophas, welche sich darunter befanden, waren durch weiße Ueberzüge geschützt und die Zimmer sahen so aufgeräumt und blank aus, als ob sie eben erst neu eingerichtet wären; man merkte es ihnen an, daß sie nur zur Schau geöffnet und nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurden.

„Nun muß ich Ihnen auch unser Wohnzimmer zeigen," sagte der Superintendent, indem er die dritte Thüre öffnete und Ernst in ein Gemach führte, in welchem es nicht so sauber und aufgeräumt aussah, wie in den beiden eben besichtigten Zimmern.

Als sie eintraten, schallte ihnen lautes Kindergeschrei

entgegen. Die Frau Superintendentin war nämlich eben beschäftigt ihre Sprößlinge, um dieselben dem Gaste würdig vorzuführen, etwas herauszuputzen, und das älteste Kind, ein struppiger Knabe von vier Jahren, Herrn Dämlich wie aus den Augen geschnitten, hatte sich, während den beiden kleinen Schwestern Hände und Gesicht gewaschen wurden, die Zeit damit vertrieben an der Tischdecke heimlich so lange zu zupfen, bis er sie glücklich heruntergezogen hatte, bei welcher Gelegenheit alles darauf Stehende und Liegende: Kamm, Bürste, Waschnapf, Haarnadeln u. dergl. zu Boden stürzte, für welche Missethat ihm die gestrenge Mama ein paar tüchtige Ohrfeigen applicirte, während die Magd niederkniete, um der Ueberschwemmung Einhalt zu thun und das Zimmer wieder in Ordnung zu bringen. Gerade in diesem verhängnißvollen Moment war Herr Dämlich mit seinem Gaste eingetreten.

„Wie kannst Du nur Herrn Bleibtreu in dieses Zimmer führen!“ fuhr sie ihn zürnend in einem Tone an, welcher bewies, daß sie nicht blos die Seele, sondern auch der Kopf des Hauses war.

„Ich konnte nicht wissen, meine Liebe, was hier vorgegangen,“ entschuldigte er sich kleinlaut.

„Du mußtest aber wissen, daß dieses kein Zimmer ist um Gäste zu empfangen.“

Der Superintendent hielt es nicht für klug, sich in weitere Erörterungen einzulassen und trat sofort mit Ernst seinen Rückzug in das Studirzimmer an. Die Rede kam unter Anderm auch auf das Unglück der Rauheim'schen Familie.

„Ich hoffe und wünsche von Herzen,“ sagte Herr Dämlich, „daß dem gräflichen Hause durch die Verbindung mit Baron v. Meersau, den ich die Ehre habe zu meinen näheren Freunden zu zählen, wieder aufgeholfen werde. Es würde überhaupt nicht so weit gekommen sein, wenn die Gräfin, welche, wie Sie wissen, ihren Gemahl völlig beherrschte, meinen wohlgemeinten Rathschlägen früher Gehör geschenkt hätte“ — schloß er mit einer Betonung, als ob er selbst nicht von seiner Frau beherrscht würde und wirklich eine berathende Stimme im Rauheim'schen Hause gehabt hätte.

„Also Baron v. Meersau gehört zu Ihren näheren Freunden?“ fragte Ernst, neugierig mehr darüber zu erfahren.

„Ja,“ erwiderte Herr Dämlich, „und ich darf wohl

behaupten, daß ich auf seine Verbindung mit der Rauheim'schen Familie nicht ohne Einfluß geblieben bin. Ich muß es der Gräfin rühmend nachsagen, daß sie, obwohl ich mich früher nicht selten über sie zu beklagen hatte, doch ihren Verpflichtungen gegen mich, treulich nachgekommen ist. Außer Stande, mir selbst eine Pfarre zu verschaffen, nachdem sie ihr ganzes Besitzthum verloren, empfahl sie mich dem Grafen Eulenfels, durch dessen einflußreiche Vermittelung ich bald eine sehr anständige Versorgung erhielt, wonach ich denn, als ich einmal festen Fuß gefaßt hatte, mich selbst bald weiter emporgeschwungen habe."

„Hat Comteß Ida eine große Neigung zu Baron Meersau?" fragte Ernst.

„Das läßt sich nicht behaupten; indeß sie weiß, daß der Baron von seinen früheren Verirrungen gänzlich zurückgekommen ist, daß er jetzt nur mit würdigen Leuten verkehrt (hiebei warf sich Herr Dämlich in die Brust) und zu der streng kirchlichen Partei im Staate hält, und endlich, daß er der gräflichen Familie bereits große Geldopfer gebracht hat. Alle diese Erwägungen werden zu Gunsten des Barons auf die junge Gräfin wirken und wenn nicht gerade

eine glühende Liebe — die ja meistens nur zu schnell verflackert — so doch eine dauernde Anhänglichkeit in ihr erzeugen . . ."

Er wurde hier unterbrochen durch den Eintritt der Frau Superintendentin, welche ihre drei frischgewaschenen Kinder hereinführte und sie ermunterte, dem fremden Herrn freundlich die Hand zu reichen. Der Knabe gehorchte nur mürrisch und ohne Ernst anzusehen, während die beiden Mädchen sich zutraulich an seine Kniee klammerten und sich von ihm streicheln ließen. Das ältere schien ganz auf die Mutter zu arten; das jüngere hatte noch keine rechte menschliche Physiognomie.

Bald darauf erschien auch eine Magd mit frisch vorgebundener Schürze, auf einer blanken, messingernen Platte eine Flasche Wein nebst drei Gläsern balancirend.

Die Frau Superintendentin schenkte ein und präsentirte Ernst ein Glas, wobei ihr die langen Locken, welche das starke, knochige Gesicht kindlich umspielten, fast bis in den großen Mund fielen.

Ernst saß wie auf Kohlen, da seine Zeit gemessen war und die Vorbereitungen zu dem sauern Glase Wein, welches er jetzt herunterwürgen mußte, schon

länger als eine halbe Stunde gewährt hatten. Er verabschiedete sich, sobald es die Höflichkeit irgend erlaubte, um seine übrigen Besuche abzumachen. Neugierig etwas Näheres über die Stellung seines ehemaligen Lehrers zu wissen, erfuhr er, daß der einst von Natur so schüchterne und unterwürfige Dämlich jetzt einer der streitbarsten Kämpen des Herrn sei, von hohen und höchsten Personen sehr protegirt werde und bei seinen donnernden Predigten immer einen großen Zulauf habe, so daß es ihm nicht fehlen könne, einst ein Fürst in Israel zu werden.

Neunzehntes Kapitel.

Ernst's Eintritt in das öffentliche Leben. — Die französische Februarrevolution.

Vierzehn Tage später war Ernst schon in Paris, wo er sich in der Nähe des wohlwollenden, aufgeklärten und feingebildeten Herrn v. Felsburg bald heimisch fühlte. Dieser behandelte Ernst mit einer Freundlichkeit, als ob er sein eigener Sohn wäre und suchte ihn auf das Bequemste in Alles einzuweihen, was er selbst durch ein langjähriges Geschäftsleben in den vornehmsten Ländern Europa's an Kenntnissen und Erfahrungen gewonnen hatte.

Ernst gab sich mit ganzem Eifer seinem neuen Berufe hin, in welchem er sich um so leichter zurechtfand, als er ungewöhnliche Vorkenntnisse dazu mitgebracht hatte. Der erste Sekretär der Gesandtschaft war ebenfalls ein gründlich gebildeter, verständiger

und vielerfahrener Mann, der schon zu wiederholten Malen auf längere Zeit die Geschäfte allein versehen hatte und bei seinen vorgerückten Jahren wohl längst selbst Gesandter geworden wäre, wenn er einen adeligen Namen getragen hätte. Er kam Ernst, nachdem er ihn erst näher kennen gelernt hatte, mit aufrichtigem Wohlwollen entgegen und ward ihm ein bewährter Führer und Rathgeber. Außerdem hatte Ernst Gelegenheit im Hause des Gesandten, welcher häufig Diners und andere Gesellschaften gab, die hervorragendsten Persönlichkeiten von Paris kennen zu lernen. Es war ihm von außerordentlichem Interesse und er machte sich ein besonderes Studium daraus, das Verhältniß berühmter Staatsmänner und Autoren zu ihren Schriften zu beobachten, zu sehen, wie ein Guizot, Thiers, Cormenin, Tocqueville, Lamartine, Victor Hugo u. A. im Privatleben waren und wie sie in der Oeffentlichkeit sich zeigten, wie Manche unter ihnen ein förmliches Doppelleben führten und in ihren Werken einen ganz anderen Charakter offenbarten, als im täglichen Leben.

Er erhielt durch seine Beobachtungen den Schlüssel zum tieferen Verständniß ihrer Werke, welche ihm erst

dadurch recht lehrreich wurden, indem er nun die Spreu von dem Waizen zu sondern wußte und die Ueberzeugung gewann, daß es in den meisten Fällen mehr die Spreu als der Waizen sei, welche diesen Werken so große Verbreitung verschaffe. Er machte auch ein paar Mal mit seinem trefflichen Chef, der sich über Ernst's klare Auffassung der Menschen und Verhältnisse nicht genug wundern konnte, Ausflüge nach London, wo ihm ebenfalls durch den Gesandten Gelegenheit geboten wurde, die hervorragendsten Persönlichkeiten kennen zu lernen.

Unter allen englischen und französischen Staatsmännern machte auf Ernst den bedeutendsten Eindruck der vortreffliche Tocqueville, der ihm als ein wahrer staatsmännischer Mustermann seiner Zeit erschien. Tocqueville, sagte er, vereint in sich alle guten Eigenschaften eines Deutschen, Franzosen und Engländers, ohne die Schwerfälligkeit des ersten, die Leichtfertigkeit des zweiten und die breite Einseitigkeit des letztern. Seine Schriften sind ganz ohne Phrase; sie beruhen auf gründlichem Wissen, reicher persönlicher Erfahrung und seltener Beobachtungsgabe, getragen durch einen tüchtigen Charakter und beseelt von warmer Menschen-

liebe. Aber noch bedeutender als der Schriftsteller, der uns durch Klarheit der Darstellung zu fesseln und durch eine Fülle der treffendsten Bemerkungen zu belehren weiß, ist Tocqueville im persönlichen Umgange. Jede Unterhaltung mit ihm gibt mir Wochenlang zu denken und weckt mich zu eigener fruchtbarer Thätigkeit; er wirkt auf meinen Geist, wie das Sonnenlicht auf die schlummernden Kräfte der Erde. Neulich sprachen wir über den Hegel'schen Satz: Alles was ist, ist vernünftig. Der Satz, sagte er, ist in dieser Fassung eine bloße Phrase, in welche Jeder, der sie wiederholt, so viel Sinn und Verstand hineinlegen kann, als er selbst hat. Hegel mag sich allerlei Großes dabei gedacht haben, allein gesagt hat er sehr wenig damit. Wollte er das Walten einer sittlichen Weltordnung dadurch bezeichnen, so mußte er sich klarer ausdrücken. Auch ich glaube an eine sittliche Weltordnung, welche alle Unvernunft überdauern wird, ich glaube an ein Fortschreiten des Menschengeschlechtes, aber ich kann mich dabei der Erkenntniß nicht verschließen, daß einstweilen die Unvernunft sich noch sehr breit macht in der Welt, und nicht blos einzelne Menschen, sondern ganze Staaten, ja Welttheile regiert. Aller Fortschritt

zum Guten beruht auf der Voraussetzung des herrschenden Schlechten und Unvernünftigen, wovon man, fortschreitend, sich entfernt.

Bei allem ernsten Glauben an den Fortschritt kann ich nun doch nicht sagen, daß der Fortschritt unserer Zeit sehr rühmenswerth sei. Der sittliche und geistige Fortschritt der Menschheit läuft nicht in gerader Linie, seine Bewegung ist vielmehr eine wellenförmige, ein Auf- und Niederwallen; eine Welle macht der andern Platz, aber sie geht deßhalb nicht verloren, sondern schwillt wieder an's Licht, wenn ihre Zeit gekommen ist. Man könnte auch das Fortschreiten der Menschheit mit der Bewegung jener frommen Pilger vergleichen, die, einem Wallfahrtsorte zuschreitend, zwei Schritte vorwärts und dann wieder einen rückwärts machen. Wir sind jetzt auf dem Schritte rückwärts begriffen und werden nicht eher wieder vorwärts kommen, bis die Zeit einen wirklich großen Menschen gebiert, dem in unabweisbarer Anerkennung seiner hohen Ueberlegenheit die Massen so willig folgen, wie heute der Einzelne den Forderungen der Masse sich bequemen muß. Aber in der Masse hat nie die Weisheit gewohnt und wird sie nie wohnen; in der Reife seines

Lebens hat Schiller das wahre Wort gesprochen: Verstand ist stets bei Wenigen gewesen. Unter Masse verstehe ich hier nicht bloß das Volk, sondern auch die ganze sogenannte Gesellschaft bis in die höchsten Schichten hinauf. Alle verbinden sich in stummem Einverständnisse die freie Entwicklung der Persönlichkeit zu unterdrücken. Da Einer seiner Natur nach nicht sein kann wie der Andere, soll er wenigstens so scheinen, wodurch denn in allen Ständen der Gesellschaft, in allen Schichten des Volkes eine Heuchelei erzeugt und genährt wird, welche ein wahres und gesundes Leben nicht aufkommen läßt. Es erfordert mehr als Schlachtenmuth, auf eigenen Füßen zu stehen und dem Wahne der Masse, den Vorurtheilen der Gesellschaft zu trotzen, aber ehe eine große Anzahl solcher selbstständiger Charakter nicht ersteht, ist auch an keinen wahren Fortschritt zu denken.

Gleichförmigkeit beherrscht heute Kunst und Leben. Wir wohnen in Kasernen und werden durch Schlagwörter regiert, deren bloßer Klang die sonst intelligentesten Völker zu willenlosen Heerden macht. Das französische Volk folgt dem Schlagworte Ruhm und Ehre, das englische dem Schlagworte Handels-

interesse, das deutsche ...... doch davon schweigen wir ....

Ernst's Aufenthalt in Paris war für ihn um so lehrreicher, als derselbe in eine Zeit mächtiger Gährung und Bewegung fiel, in welcher die Parteien sich schroffer einander gegenüberstellten und die treibenden Kräfte des Volks deutlicher zu Tage traten als in ruhigen Zeiten der Fall ist.

Es war die Zeit, welche dem Sturze des Julikönigthums vorherging. An den längeren Schatten, welche die Ereignisse und herrschenden Persönlichkeiten in Frankreich warfen, merkte man, daß die Sonne Louis Philipp's im Sinken war.

In Spanien hatte sich der Dynastienkrieg erschöpft, während der Parteienkampf ähnlich wie in Frankreich noch forttobte. England hatte in Folge des Bürgerkrieges seinen wachsenden Einfluß in Spanien an die dynastische Opposition und Progressistenpartei anzulehnen verstanden. Es wollte nun bei der Wahl eines Gemahls für die Königin Isabella II. das entscheidende Wort sprechen, um Frankreichs Einfluß in Madrid völlig zu überwinden. Guizot versprach in dieser Angelegenheit mit Lord Aberdeen Hand in Hand zu gehen,

wenn der Heiratscandidat nicht außerhalb der bourbonischen Linie gewählt würde. Hiezu gab das englische Cabinet in verbindlichster Form seine Zustimmung. Lord Aberdeen wurde jedoch bald durch Lord Palmerston verdrängt, und dieser hielt sich durch die feierlichen Verpflichtungen seines Vorgängers nicht gebunden, sondern stellte insgeheim einen Prinzen aus dem Coburger Hause als Heiratscandidaten auf. Durch diesen Treubruch der englischen Regierung glaubte sich nun mit gutem Fug auch die französische berechtigt, auf eigene Hand vorzugehen, und betrieb die Vermählung der Königin mit dem Sohne ihres Oheims Don Francisco d'Assisi. Somit war das „herzliche Einverständniß" zwischen Frankreich und England gründlich zerstört, und Palmerston begann nun mit allen Mitteln auf den Sturz des Julikönigthums hinzuarbeiten. Dieß zeigte sich zunächst in den portugiesischen Wirren und in den Händeln mit den Laplatastaaten, entschiedener noch in den Schweizerwirren, und endlich in den Angelegenheiten Italiens, wo Palmerston durch seinen Sendling Lord Minto überall das Feuer schürte, während Louis Philipp, seiner alten Politik treu, die freisinnigen Tendenzen unterstützte,

welche in Italien seit der durch französischen Einfluß im Conclave zu Stande gekommenen Wahl Pius IX. einen mächtigen Aufschwung genommen hatten.

Sehr bezeichnend für den Geist der französischen Opposition war es nun, daß sie, welche früher den ihr verhaßten Guizot einen „englischen" Minister gescholten, ihn jetzt anfeindete, weil er offen mit England gebrochen hatte. Es handelte sich bei der Opposition, welche die principlose Politik Lord Palmerstons zu ihrer Stütze machte, selbst um keine ernste Principienfrage mehr: sie ließ sich vornehmlich durch persönliche Motive leiten.

Eine Menge Umstände vereinigten sich, um das Julikönigthum, welches von vornherein bei der Aristokratie wie beim Volke ohne Stütze geblieben war, fast allgemein verhaßt zu machen, besonders aber waren es die fortwährenden Spaltungen in der Mittelklasse, welche die Revolution beschleunigten, da gerade die Einigkeit dieser Klasse allein im Stande gewesen wäre, das vorwiegend in ihrem Interesse gegründete Bürgerkönigthum dauernd zu erhalten.

Ernst kannte die vielen Gebrechen der Julidynastie zu gut, um sich dafür begeistern zu können, aber ebenso

wenig konnte er sich für den Umschwung der Dinge begeistern, der mit der Februarrevolution eintrat. Unter den Männern, welche an die Spitze der Republik traten, war kaum Einer, der ihm Vertrauen einflößte. Es fehlte Frankreich nicht an ehrenfesten Charakteren und staatsmännischen Köpfen, für welche aber die Zeit zu handeln und in den Vordergrund zu treten noch nicht gekommen war, einmal weil sie es verschmähten, die zweideutigen Mittel anzuwenden, welche nöthig sind, um die Massen zu gewinnen und zu beherrschen, und dann, weil das Volk auch noch nicht reif genug war, sie zu verstehen.

In seinen Unterhaltungen mit Tocqueville und andern erleuchteten Männern wurde es Ernst recht klar, daß die höhere Einsicht Einzelner gegenüber der Verblendung und Leidenschaft der Masse völlig machtlos, weil unverstanden bleibe. Nur wer den Erfolg für sich hat, imponirt der Masse, und den Erfolg hat nur derjenige für sich, der ihr schmeichelt und wirklich oder scheinbar ihre Leidenschaften theilt, ohne ganz darin aufzugehen, weil ihm sonst die Kraft und Ueberlegenheit fehlen würde, welche die nothwendige Voraussetzung jeder selbstgeschaffenen Macht ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Revolution in Deutschland. — Ernst wird Soldat und macht den Krieg in Schleswig-Holstein mit. — Seine Bekanntschaft mit Major von Zarenhalt.

In Folge seiner schon früh gewonnenen tiefern Einsicht in den Gang der Dinge, konnte sich Ernst auch für die Märzrevolution in Deutschland nicht so begeistern, wie diejenigen, welche inmitten der Bewegung standen. Ihm war schon der Gedanke peinlich, daß Deutschland erst des Anstoßes von Frankreich bedurft habe, um sich aufzuschwingen, und noch mehr beunruhigte es ihn zu sehen, daß in diesem Aufschwung sich keine Spur von Originalität zeigte, daß vielmehr die Führer der Massen gleichsam nur in's Deutsche übersetzte Franzosen waren, wozu noch, wie man in Paris ganz genau wußte, eine Menge russischer Sendlinge kamen, welche mit den Revolutionären gemein-

same Sache machten, um der russischen Regierung Gelegenheit zu geben, sich später als vermeintlicher Hort der Ordnung und Legitimität in die deutschen Angelegenheiten zu mischen.

Trotzdem verzweifelte Ernst keinen Augenblick an der Zukunft der deutschen Nation und an dem endlichen Siege ihres tiefsten und dringendsten Bedürfnisses: der nationalen Einheit. Die Geschichte hatte ihn gelehrt, daß der Entwicklungsgang des deutschen Volkes ein ganz anderer gewesen sei und auch künftig sein werde, als der aller andern Völker Europa's, welche der Reihe nach ihre Größe durch nationale Beschränktheit errungen haben, über diese Beschränktheit nicht hinaus können und daran untergehen werden. Der Franzose fühlt sich nur groß als ein Glied der „großen Nation"; herausgerissen aus diesem Verbande, auf sich selbst gestellt steht er dem Deutschen in jeder Beziehung nach. Aehnliches gilt von dem Engländer, wenn auch nicht ganz in demselben Grade. Die heutigen Engländer sind den Erben großer Reichthümer zu vergleichen, welche ihnen ein Ansehen und eine Macht geben, die sie nicht selbst verdient haben und auch nicht würdig zu verwenden wissen. Die

Beschränktheit ihrer nationalen Vorurtheile macht ihnen jeden großen Fernblick unmöglich.

Der Deutsche hat es freilich bis jetzt zu keinem geschlossenen Staatswesen bringen können, weil er damit angefangen hat Mensch zu sein, mit seinem Blick die ganze Welt zu umspannen und in seinem Verkehre mit andern Völkern ihre Tugenden und Vorzüge vorurtheilslos zu würdigen. Deutschland ist das Emporium aller geistigen Interessen der Menschheit geworden; der Ausgangspunkt der fruchtbringendsten Erfindungen und Ideen, der friedliche Vermittler und Dolmetsch aller Sprachen und Literaturen. Sein Entwickelungsgang ist ein beispiellos langsamer, häufig unterbrochener gewesen und kann bis jetzt doch nur als eine Vorbereitung zu der großen Mission, welche die Vorsehung ihm bestimmt hat, gelten, gleichsam als ein Prolog zu dem weltgeschichtlichen Drama, in welchem es die Heldenrolle zu spielen haben wird.

Von dem Augenblick an, wo Deutschland sich in nationaler Einheit zusammenfaßt, wird es als leitende Weltmacht dastehen, und zwar in ganz anderem Sinne, als in der alten Kaiserzeit. Das fühlen die Völker, welche augenblicklich die Zügel der Weltherrschaft in

den Händen haben und sie bieten deßhalb Alles auf, die Einheitsbestrebungen des deutschen Volks zu vereiteln. Aber diese werden nicht vereitelt werden, sie haben zu tiefe Wurzeln geschlagen im Herzen des Volks und der Baum deutscher Einheit wird wachsen und seine Krone bis zum Himmel erheben, trotz Allem, was die jetztherrschenden Mächte thun, um sein Wachsthum zu verhindern. Zwischen Rußland und Frankreich gelagert, hat Deutschland sich besonders dieser beiden Mächte zu erwehren und unter allen Umständen Rußlands Freundschaft mehr zu fürchten, als Frankreichs Feindschaft, denn Frankreich ist kein Staat, dem heutzutage noch dauernde Eroberungen gelingen; ein Krieg mit unsern westlichen Nachbarn würde augenblicklich viel Ungemach über uns bringen, aber doch nur dienen unsere Einigung zu beschleunigen; die Freundschaft mit Rußland hingegen kann immer nur dazu dienen, unsere besten Kräfte zu lähmen, unsere edelsten Bestrebungen zu unterdrücken und das Ziel unserer Einigung in unabsehbare Ferne hinauszuschieben.

Deßhalb ist jede Politik, welche sich auf Rußland stützt, von vornherein zu verdammen. Freilich werden

Bündnisse zwischen Völkern aus ganz andern Motiven geschlossen, als Bündnisse zwischen Individuen; zwei Völker mögen zusammenhalten, gleichviel ob sie sich lieben oder hassen, wenn nur ein großes Interesse sie verbindet. Allein es ist kaum ein Fall denkbar, daß ein Bündniß mit Rußland im wirklichen Interesse Deutschlands wäre. Der Einwand, daß ein solcher Fall schon vorhanden gewesen sei, indem Rußland uns geholfen habe die Herrschaft der Franzosen abzuschütteln, läßt sich leicht durch Anführung der Thatsache entkräften, daß die Herrschaft der Franzosen weniger schmachvoll für Deutschland war, als der unheilvolle Einfluß Rußlands, welcher in Folge der heiligen Allianz auf Deutschland lastete . . . .

Daß Ernst mit Anschauungen dieser Art bei seinen diplomatischen Collegen deutscher Nation wenig Anklang fand, bedarf kaum der Erwähnung. Er verfolgte mit großem Eifer die Vorgänge in Deutschland, wohin er gar zu gerne selbst zurückgekehrt wäre, um in seinem Sinne zu wirken, allein er konnte Herrn v. Felsburg nicht verlassen, der wieder an seinen alten Gichtanfällen litt und lange Zeit hindurch völlig unfähig die Feder selbst zu führen, alle wichtigen Geschäfte Ernst

übertrug. Endlich nahm aber die Krankheit des alten Herrn einen so heftigen Charakter an, daß die Aerzte ihm dringend riethen, die deutschen Bäder zu besuchen. Es war dies gerade in der Zeit, wo der Krieg in Schleswig-Holstein eine Wendung genommen hatte, welche hoffen ließ, daß Deutschland endlich Ernst mit den übermüthigen Dänen machen werde. Unser junger Freund verließ mit seinem Chef Paris, begleitete ihn in die Bäder, blieb noch ein paar Wochen bei ihm und eilte dann mit der Einwilligung und den Segenswünschen des Herrn v. Felsburg, der ganz seine patriotischen Anschauungen und Bestrebungen theilte, in das Feldlager, um gegen die Dänen zu kämpfen.

Er zeichnete sich in verschiedenen Gefechten aus und wurde in kurzer Zeit Offizier. Leider merkte er nur zu bald, daß es Preußen nicht so ernst war mit diesem unglücklichen Kriege, wie er geglaubt hatte. Trotzdem wollte er ausharren bis an's Ende. Eine schwere Kopfwunde, welche ihm ein dänischer Reiter beigebracht, während Ernst seinen von Feinden umzingelten Major zu Hülfe eilte und diesem dadurch Leben und Freiheit rettete, warf ihn für längere Zeit auf's Krankenlager.

Kaum genesen machte er die verhängnißvolle Schlacht von Idstedt mit, welche den unglücklichen Ausgang des Krieges für Deutschland entschied und auch der kriegerischen Laufbahn unsers jungen Freundes ein Ende machte.

Es ist hier nicht der Ort, verspätete und deßhalb unnütze Betrachtungen anzustellen über die eigentlichen Ursachen des für Deurschland so schmachvollen Ausgangs des schleswig-holsteinischen Krieges; nur eines charakteristischen Zuges sei Erwähnung gethan, den ich einem Briefe entnehme, welchen Ernst nach der Schlacht von Idstedt an seine Mutter schrieb. Es wurde oben bemerkt, daß Ernst in einem Gefechte seinem Major, Freiherrn v. Zarenhalt, das Leben rettete. Ueber diesen Major müssen hier einige Worte gesagt werden.

Er war ein hoher, breitschulteriger Mann mit stechenden Augen, buschigen Brauen und scharfmarkirten Gesichtszügen, die aber den Eindruck machten, als ob sie völlig erstarrt wären, jedes Ausdrucks einer tiefern Gefühlsregung unfähig. Im Umgange mit seinen untergebenen Offizieren war er immer höflich, aber diese Höflichkeit kleidete sich in Formen von eisiger

Kälte und Glätte. Er hatte eine vortreffliche Schulbildung und versäumte keine Gelegenheit, seine militärischen Kenntnisse zu vervollkommnen. In der Schlacht war er von unerschütterlicher Kaltblütigkeit und machte kein Geheimniß daraus, daß er Fatalist sei. Aus hin und wieder kurz hingeworfenen Aeußerungen konnte man entnehmen, daß ihm die Sache für welche er focht, nicht das geringste Interesse einflößte.

Ernst fühlte sich wenig zu ihm hingezogen, so sehr ihm der Major auch als ein tüchtiger und kenntnißreicher Offizier imponirte. Bis zu dem Augenblick, wo es Ernst gelang, seinem Vorgesetzten das Leben zu retten, hatten die Beiden kein Wort mehr mit einander gewechselt, als der Dienst es verlangte. Von nun an aber ließ ihn der Major nicht mehr aus den Augen, sorgte auf das Gewissenhafteste für seine Pflege und verbrachte jede Minute bei ihm, die er vom Dienste erübrigen konnte. Trotzdem blieben sie sich innerlich einander so fremd, wie sie früher gewesen, da zwischen ihren Anschauungen eine Kluft lag, welche nichts auszufüllen vermochte. Der Major ließ sich nie in einen Streit mit Ernst ein, um seine Genesung nicht zu hindern und ihn durch Widerspruch nicht aufzuregen;

er hörte des Patienten patriotische Aeußerungen an mit der Ruhe eines Irrenarztes, und so geschah es, daß Ernst es bald müde wurde, diesem starren Gesichte gegenüber von Dingen zu sprechen, die ihm tiefer am Herzen lagen. Nur ein einziges Mal nach seiner Herstellung kam es zu einer eingehenderen Erörterung zwischen beiden. Es war am Morgen vor der Schlacht von Idstedt. Ernst, der in der letzten Zeit immer die Wohnung des Majors getheilt hatte, war an diesem Morgen etwas früher aufgestanden als jener, hatte einen kleinen Gang durch die frische Luft gemacht und fand, als er heimkehrte, den Major eben beschäftigt, seine immer sehr sorgfältige Toilette zu vollenden, sich den Schnurrbart zu wichsen, die dabei wieder etwas beschmutzten Fingerspitzen zu waschen und die Nägel zu bürsten. Er hatte schon Tags zuvor seine ganze Redekunst aufgeboten, Ernst zu veranlassen, die Schlacht nicht mitzumachen. Natürlich vergebens.

Jetzt fing er wieder an, dabei seine Nägel mit einer Sorgfalt feilend und säubernd, als ob er zu einem Hofdiner gehen wollte: „Lieber Kamerad, der Arzt hat mir gesagt, daß es wirklich höchst unvorsichtig von Ihnen sein würde, schon wieder eine Schlacht

mitzumachen. Sie sind noch viel zu schwach und erschöpft von Ihrer Kopfwunde, um es lange im Felde aushalten zu können; es wird heute heiß hergehen und es sollte mir wahrhaftig Leid thun um Ihr junges Leben."

„Die Gefahr wird doch für mich nicht größer sein als für Sie?" erwiderte Ernst lächelnd.

„Das ist eine andere Sache," bemerkte trocken der Major, „ich bin Soldat von Profession, und mache diesen albernen und höchst ungerechten Krieg nicht aus Begeisterung oder Sympathie für die rebellischen Herzogthümer mit, sondern blos um mich in meiner Profession zu vervollkommnen."

„Also Sie fechten für eine Sache, die Sie im Grunde Ihres Herzens verdammen?"

„Ja! Wenn ich nicht hierher commandirt worden wäre und die freie Wahl gehabt hätte, so würde ich auf Seite der Dänen stehen und mit einer Begeisterung gegen die Rebellen kämpfen, welche ich im Kampf für sie weder haben kann, noch affectiren will."

„Ihre Gesinnungen sind mir unbegreiflich."

„Und mir die Ihrigen; doch darüber wollen wir jetzt nicht streiten, wir würden uns doch einander nicht

überzeugen. Mein Zweck ist nicht Sie zu bekehren, sondern zu verhüten, daß Sie Ihr junges und mir kostbares Leben noch einmal auf's Spiel setzen für eine Sache, die ich verdamme. Ich glaube, daß Sie bei reifern Jahren denken würden wie ich, und möchte Ihnen daher diese reifern Jahre gönnen; ich möchte, daß Sie länger leben als die Ideen, für welche Sie sich jetzt begeistern."

„Dieser Wunsch wird nicht erfüllt werden! Nie werde ich dem untreu werden, was ich nach reiflicher Ueberlegung und aus tiefster Ueberzeugung für recht und gut erkannt habe. Meinen Ideen gehört die Zukunft, die einstige Größe Deutschlands. Dafür zu sterben ist ein Glück. Unglücklich aber würde ich sein, wenn ich mit Ihren Anschauungen heute dem Tod entgegengehen müßte."

„Ich werde heute nicht sterben, nicht einmal verwundet werden; man fühlt das voraus. Ebenso weiß ich vorher, daß wir diese Entscheidungsschlacht nicht gewinnen werden: einmal, weil wir einen Anführer haben, der ein besserer Professor als Feldherr ist, und dann, weil zu viele Offiziere in unserer Armee sind, welche wie ich denken und ohne Begeisterung in

die Schlacht ziehen. Vielleicht ist's auch für die Sache der Ordnung besser, daß wir diese Schlacht verlieren und dem unseligen Kriege dadurch ein Ende machen."

„Was verstehen Sie denn eigentlich unter der Sache der Ordnung?" fragte Ernst in höchster Aufregung.

„Die Sache," erwiderte der Major mit mehr Nachdruck, als er sonst seinen Worten zu geben pflegte, „die Sache, welche der Kaiser von Rußland vertritt. Kaiser Nikolaus ist der einzige Mann in Europa, für den ich mich begeistern kann, und wie ich, denkt der Kern der preußischen Armee." *)

---

*) Hoffentlich heute nicht mehr! A. d. Herausgebers.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ernst's Erlebnisse am Hofe eines deutschen Fürsten.

Die Prophezeiung des Majors traf ein. Der Ausgang der blutigen Schlacht war lange zweifelhaft, aber der Vortheil blieb zuletzt auf dänischer Seite.

Ernst sah den Major (beide waren unverletzt davon gekommen) nur noch einmal wieder. Er zog seinen Offiziersrock aus und reiste, einer dringenden Einladung des Herrn v. Felsburg folgend, mit welchem er immer in Correspondenz geblieben war, auf dessen Güter, um sich von den Anstrengungen des Feldzuges zu erholen, und, unfähig in die Geschicke des Vaterlandes wirksam einzugreifen, wieder seinen Studien zu leben. Später begleitete er Herrn v. Felsburg abermals in die Bäder, wo ihn der Zufall mit dem jungen Fürsten zusammenführte, den er vor Jahren

als Erbprinzen in Göttingen kennen gelernt, und der inzwischen den Thron seiner Väter bestiegen hatte.

Dieser Fürst machte eine Zeit lang viel von sich reden; mit einem sehr ansprechenden Aeußern schien er einen geweckten Geist und eine umfassende Bildung zu verbinden und dabei von echt deutschen Gesinnungen beseelt zu sein. Ernst war ihm noch von früher her aufrichtig zugethan und setzte größere Hoffnungen in ihn, als der alte Herr v. Felsburg, der sich zwar mit großer Zurückhaltung äußerte, aber doch durchblicken ließ, daß nach seiner Ansicht die Fähigkeiten und Herrschereigenschaften des jungen Fürsten das gewöhnliche Maß nicht überschritten. Doch war es ihm selbst eine Herzensangelegenheit, die gute Meinung, welche der Fürst von Ernst gefaßt hatte, in jeder Weise zu bekräftigen, indem er daran allerlei Zukunftspläne für seinen jungen Schützling knüpfte.

Der Aufenthalt des Fürsten im Bade war nur von kurzer Dauer. Er hatte sich inzwischen wieder so an Ernst's erfrischenden Umgang gewöhnt, daß er ihn schwer vermißte. So geschah es, daß Ernst schon nach vierzehn Tagen eine Einladung erhielt, ihm in die Residenz zu folgen und ein paar Monate an

seinem Hofe zu verweilen, worüber der alte Herr v. Felsburg höchlich erfreut war, weil er nun die Zukunft seines Schützlings gesichert glaubte.

Ueber Ernst's Aufenthalt am Hofe fehlen ausführliche Nachrichten; nur so viel steht fest, daß seine darangeknüpften hochfliegenden Hoffnungen und Pläne für Deutschland sich in keiner Weise erfüllten. Der Fürst zeigte sich nach wie vor im Umgange als ein sehr liebenswürdiger und wohlwollender Herr, aber das war auch das Beste, was sich von ihm sagen ließ. Es fehlte ihm an dem, was eigentlich den Kern eines überlegenen Mannes in jeder Lebenssphäre ausmacht: an Selbständigkeit und eigenem Urtheil. Er schien heute von einer ihm neuen Ansicht oder Idee begeistert, und morgen, wenn ihm von anderer Seite das Gegentheil erörtert wurde, stimmte er diesem zu.

So geschah es, daß er von seiner Umgebung völlig beherrscht wurde, denn wer am längsten und meisten um ihn war, hatte den größten Einfluß auf ihn. Da ihm alle ernste und ausdauernde Arbeitskraft fehlte, so war er der willenlose Spielball derer, welche ihm die Arbeit, die er selbst hätte thun sollen, abnahmen unter dem Scheine, *seine* Ideen auszuführen.

Natürlich erzeigten ihm gerade diejenigen, welche ihn am meisten beherrschten, die größte Unterwürfigkeit und machten die allerunterthänigsten Phrasen, um keinen Augenblick das Gefühl in ihm aufkommen zu lassen, daß er der Beherrschte und nicht der Beherrscher sei. Indem sie ihm das Fürstengift der Schmeichelei und äußerlichen Huldigung täglich in den stärksten Dosen beibrachten, entwöhnten sie ihn nach und nach aller gesunden Wahrheitskost, und indem sie ihm alle ernste Arbeit abnahmen, machten sie ihn unfähig, selbst durchgreifend zu wirken, auch wo seine edleren Instinkte ihn dazu trieben.

So war es im Laufe weniger Jahre dahin gekommen, daß er nur mit fremden Augen sah, mit fremden Ohren hörte, mit fremden Händen schrieb und nach fremdem Urtheil sprach.

Nun war der Fürst im Grunde eine zu edle Natur, als daß er sich in seiner, unter der Maske biderber Ehrlichkeit ihm schmeichelnden und ihn verblendenden Umgebung immer hätte wohl fühlen können. Allein trotz seines Ehrgeizes besaß er nicht Energie genug, um auf eigenen Füßen zu stehen und selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Und so war

und blieb er der Sklave seiner Umgebung. Wohl sehnte er sich zuweilen nach freiem menschlichen Verkehr, und wenn er diesen ausnahmsweise einmal auf Reisen oder Jagdausflügen fand, so kehrte sich seine ganze bessere Natur heraus und ließ ihn im liebenswürdigsten Lichte erscheinen. So geschah es, daß Leute, welche nur in flüchtigen Verkehr mit ihm kamen, immer ganz entzückt von ihm waren, während die einsichtsvolleren Männer seines eigenen Landes bedenklich den Kopf über ihn schüttelten und meinten, daß dieser mehr seinem Vergnügen, als dem Ernst der Geschäfte lebende Herrscher wohl in ruhigen Zeiten seinen Platz ausfüllen und bei seinem guten Herzen auch wohl manches Gute stiften könne, daß er aber den unausbleiblichen Stürmen, welche Deutschland über kurz oder lang aus Osten und Westen bevorstehen, in keiner Weise gewachsen sei, und ebenso unfähig sein werde, ihnen zu widerstehen, wie er jetzt unfähig sei, ihre Ursachen zu begreifen.

Auch Ernst konnte der unselige Zwiespalt in der Natur des Fürsten nicht lange verborgen bleiben; er merkte nur zu bald, daß es ihm in den meisten Dingen mehr um die Schale als um den Kern zu thun war.

Die Herren aus der Umgebung des Fürsten beobachteten Ernst lange mit mißtrauischem Auge, ehe sie einen Operationsplan gegen ihn feststellten. Durch Verleumdung war ihm nicht zu schaden, denn einmal bot seine offene, unverdorbene Natur und aufrichtige Zuneigung zum Fürsten keinerlei Anlaß zu böser Nachrede, und dann war es auch eine treffliche Eigenschaft des jungen Herrschers, daß die Stimme der Verleumdung nur schwer bei ihm Gehör fand. Es blieb deßhalb den Hofleuten, welche Ernst's Einfluß von vorn herein paralysiren wollten, nichts anders übrig als ihn zu loben, aber in einer Weise, daß dieses Lob selbst den Fürsten mißtrauisch gegen seinen Gast machte.

„Wie gefällt Ihnen Herr Bleibtreu?" fragte der Fürst eines Tages einen der gewichtigsten Herren aus seiner Umgebung.

„Er gefällt mir ganz außerordentlich," antwortete dieser. „Ich erinnere mich kaum, je einen jungen Mann gefunden zu haben, der einen so reinen und guten Eindruck auf mich gemacht hätte."

„Da haben Sie Recht," fiel der Fürst lebhaft ein; „ich freue mich, daß unsere Ansichten in diesem Punkte so ganz übereinstimmen."

Er hatte lange geschwankt, welchen der Herren aus seiner Umgebung er zu Rathe ziehen solle zur Beurtheilung einer längern Abhandlung, welche Ernst auf seinen Wunsch geschrieben hatte über die Verwickelung der heutigen Zustände Deutschlands, und die besten Mittel, die friedliche Lösung der nationalen Frage herbeizuführen. Jetzt glaubte er den rechten Mann gefunden zu haben.

Er selbst hatte sich, in mündlicher Unterhaltung, mit den Ansichten Ernst's vollkommen einverstanden erklärt, und ihn gerade in Folge dieser Uebereinstimmung gebeten, sie niederzuschreiben.

„Nun, mein lieber Scheinmann, was sagen Sie zu der Arbeit unsers jungen Freundes?“ fragte der Fürst nach einigen Tagen den Geheimrath, dem er die Schrift anvertraut.

„Hübsch geschrieben, sehr hübsch geschrieben,“ antwortete Herr von Scheinmann mit devoter Zurückhaltung und etwas verlegenem Ausdruck, als ob er nicht wage, seine ganze Meinung zu sagen.

„Also sind Sie mit dem Inhalte einverstanden?“

„Nun . . . das gerade nicht.“

„Weßhalb nicht? weßhalb nicht? Was haben Sie dagegen einzuwenden?“

„Ich weiß nicht, ob ich wagen darf, Eurer königlichen Hoheit . . .“

„Was, was?“

„Meine aufrichtige Meinung zu sagen.“

„Versteht sich! darum frage ich ja. Ich will in allen Dingen die Wahrheit wissen. Deßwegen höre ich gern verschiedene Ansichten über denselben Gegenstand, um die Gründe für und wider abzuwägen und danach meine Entscheidung zu treffen.“

„Eure königliche Hoheit kennen mich als einen alten, ehrlichen Diener.“

„Dafür halte ich Sie, mein lieber Scheinmann, sonst würde ich Sie nicht in mein Vertrauen gezogen haben.“

„Eure königliche Hoheit sind zu gnädig.“

„Also frei heraus mit der Sprache! Was haben Sie an dem Inhalt dieser Schrift auszusetzen?“

„Eure königliche Hoheit werden in Ihrer Weisheit schon auf den ersten Blick Selbst herausgefunden haben, daß diese Schrift einen praktischen Werth nicht hat.“

„Allerdings,“ erwiderte der Fürst, etwas betroffen

und verlegen, „einen praktischen Werth hat diese Schrift nicht.“

„Sie enthält eben Ansichten eines jungen Mannes,“ fuhr Herr v. Scheinmann fort, „der es in seiner Weise sehr gut und aufrichtig meint, und dem auch eine große Begabung nicht abzusprechen ist, die ihm im Staatsdienste sehr zu statten gekommen sein würde, wenn er von vornherein auf die rechte Bahn gelenkt wäre.“

„So viel ich weiß, ist sein Wandel immer tadellos gewesen, und auch seine Gesinnung von durchaus uneigennütziger Reinheit. Ich habe ihn schon früher gut gekannt,“ bemerkte der Fürst mit fester Stimme.

„Eure königliche Hoheit haben ihn gewiß vollkommen richtig beurtheilt, und ich würde unglücklich sein, wenn meine auf höchsten Befehl offenen und rückhaltslosen, aber vielleicht ungeschickten Aeußerungen im Geringsten mißverstanden werden sollten. Wie ich schon vor einigen Tagen das Glück hatte, Euer königlichen Hoheit zu bemerken, hat mir nie ein junger Mann einen so reinen und guten Eindruck gemacht wie Herr Bleibtreu . . . allein bei der Beurtheilung einer politischen Schrift handelt es sich um andere Fragen, als rein menschliche Eigenschaften.“

„Das ist wahr," sagte der Fürst, sich besinnend, „Sie haben sich in der lobendsten Weise über ihn geäußert."

„Als Mensch ist er vortrefflich," fuhr Herr v. Scheinmann fort, „allein er kennt das praktische Staatsleben nicht, er weiß nicht, mit welchen Hindernissen praktische Fürsten und Staatsmänner auf jedem Schritte zu kämpfen haben, sobald sie das gewöhnliche Geleise verlassen."

„Allerdings ist ein großer Unterschied zwischen Theorie und Praxis!"

„Das ist es, was ich sagen wollte. Wir Alle, ich wage anzunehmen, auch Eure königliche Hoheit, haben damit angefangen Idealisten zu sein, und allerlei schöne Träume von Deutschlands Einheit und Größe zu hegen, die sich später, bei reiferer Einsicht, als unausführbar erwiesen, weil in Widerspruch stehend mit allen höheren Interessen, besonders mit den dynastischen Interessen, die nun doch einmal als natürliche Produkte unserer Geschichte unbeschädigt erhalten werden müssen."

„Sehr wahr! Sehr wahr!" fiel der Fürst nachdenkend ein.

„Wenn nun der Ernst der wirklichen Verhältnisse früh genug an uns herantritt, um unsere idealistischen Träume zu berichtigen und in den Hintergrund zu drängen, so schaden sie, als ein überwundener Standpunkt, nicht mehr. Will man aber die Consequenzen dieser Träume ziehen, ohne die wirklichen Verhältnisse und ihre historische Berechtigung anzuerkennen, so geräth man nothwendiger Weise auf Abwege, und das scheint mir, ist mit Herrn Bleibtreu der Fall."

„Das . . . scheint mir auch so," bemerkte der Fürst, immer nachdenklicher werdend . . .

Herr v. Scheinmann fühlte, daß er gewonnen habe, indeß wollte er kein Mittel unversucht lassen, seinen Sieg ganz unzweifelhaft zu machen, und so fuhr er fort:

„Ich habe mich so in die Anschauungsweise Eurer königlichen Hoheit hineingelebt, daß es kein Wunder ist, wenn Höchstihr Urtheil mit dem meinigen zusammentrifft . . . Die sogenannte reinste patriotische Gesinnung verhindert unter Umständen den, der sie hat, nicht, zum Verbrecher zu werden, wie das am eindringlichsten Sand's Beispiel zeigt, der als reueloser Mörder auf dem Schaffote endigte, während er vor seiner entsetzlichen That von Allen, die ihn näher

kannten, für den reinsten, begabtesten und edelsten Jüngling gehalten wurde. Schiller ist unzweifelhaft ein großer und herrlicher Dichter, allein, . . . vielleicht ohne es selbst zu wollen, hat er es hauptsächlich verschuldet, daß allerlei unausführbare Ideen in den Köpfen gerade unserer begabtesten jungen Leute spuken, und ich fürchte, Herr Bleibtreu ist auch davon angesteckt...“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte der Fürst, die Stirn runzelnd.

„Eure königliche Hoheit werden das Höchstselbst aus den Schiller'schen Citaten ersehen haben, die in der Schrift vorkommen, wie z. B. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“ Der demokratische Geist der Zeit wirkt gar zu verführerisch auf junge Gemüther . . .“

„Sie halten doch Herrn Bleibtreu nicht für einen Demokraten?“ fragte der Fürst, den seine Umgebung daran gewöhnt hatte, beim bloßen Klange dieses Wortes Anwandlungen von Abscheu zu bekommen.

„Nun, das gerade nicht; aber von gewissen demokratischen Grundsätzen kann man ihn nicht freisprechen, wie Euer königliche Hoheit aus seiner Schrift wohl Höchstselbst ersehen haben werden. Diese jungen

Männer, die sich fühlen, möchten gern alle in ihrer Art den Marquis Posa spielen."

„Ich verstehe ... Wir sprechen ein anderes Mal weiter von der Sache."

Der Geheimrath v. Scheinmann zog sich unter tiefen Verbeugungen zurück, vergnügt schmunzelnd, als er die Straße erreicht hatte. Er kannte seinen Fürsten zu genau, um nicht zu wissen, das diesem von nun an der Umgang mit Ernst gründlich verleidet sein werde.

In der That ließ der Umschwung der Dinge nicht lange auf sich warten.

Ernst schrieb das plötzlich völlig veränderte Benehmen des Fürsten Anfangs einer vorübergehenden Laune zu; als es aber anhielt, und in der Umgebung Seiner königlichen Hoheit sich dieselbe Veränderung zeigte, merkte er wohl, daß ihn Jemand verleumdet haben müsse. Es würde ihm ein Leichtes gewesen sein, dem Fürsten die Augen zu öffnen und die Gemeinplätze des Geheimraths v. Scheinmann in ihr Nichts aufzulösen, wenn er nur davon gewußt und Gelegenheit gehabt hätte, den Fürsten eine Viertelstunde allein zu sprechen. Aber solche Gelegenheit bot sich nicht.

Er sann nach, ob er nicht irgend einen Formfehler begangen, irgend eine unvorsichtige Aeußerung gethan, allein er strengte sein Gedächtniß vergebens an. Der Fürst hatte ihn bis zu dem Tage, wo der Geheimrath v. Scheinmann um Rath gefragt wurde, mit der Herzlichkeit eines Freundes behandelt, und es war nichts vorgefallen, worüber sich Ernst hätte den leisesten Vorwurf machen können.

Ernst hatte sich dem Fürsten nie aufgedrängt, sondern war von diesem aufgesucht worden. Der Fürst hatte an die Göttinger Unterhaltungen wieder angeknüpft und sich in allen Punkten mit Ernst's Ansichten und Ideen einverstanden erklärt, ja sich über Manches darunter mit Begeisterung geäußert. Er hatte ihn dann gebeten, Alles in einem größeren Aufsatze zusammenzufassen, hatte sich diesen Aufsatz von Ernst selbst vorlesen lassen und ihm seine höchste Zufriedenheit darüber ausgedrückt.

Woher nun der plötzliche Umschwung?

Je reiflicher sich Ernst die Sache überlegte, desto klarer wurde es ihm, daß hier ein unseliges Mißverständniß vorwalten müsse, welches auf irgend eine Art aufzuklären er für seine Pflicht hielt.

Es schien ihm der Gipfel aller Unnatur zu sein, daß zwei noch vor Kurzem eng verbundene Menschen, welche äußerliche Kluft Geburt und Rang auch zwischen ihnen ziehen mochte, unter einem und demselben Dache leben, ja Stundenlang täglich beisammen sein könnten, ohne sich offen über das auszusprechen, was Beide unsäglich drückte. Denn, zur Ehre des Fürsten sei es gesagt, man sah es ihm an, daß er litt. Es war ihm nicht leicht geworden, sich von Ernst loszureißen, allein nachdem er sich einmal dem Einflusse des Herrn v. Scheinmann hingegeben, glaubte er seinem Herzen gegen Ernst Zwang anthun zu müssen. Er bildete sich fest ein, einen Kampf zwischen Pflicht und Neigung zu kämpfen, und nahm sich vor, die Neigung der Pflicht zum Opfer zu bringen. Herr v. Scheinmann war durchaus kein Mann nach seinem Herzen, aber er hielt ihn irrigerweise für einen zuverlässigen Charakter und tüchtigen Staatsmann.

Ernst, die Unmöglichkeit einsehend, den Fürsten unter vier Augen zu sprechen, nahm sich vor, ihm zu schreiben, und wenn sein Brief, worin er sich ganz gab wie er war, in die rechten Hände gekommen wäre, so würden dem Fürsten sicher Herz und Augen wieder

aufgegangen sein. Allein der Brief kam nicht in die rechten Hände, sondern in die Hände des Herrn v. Scheinmann, der sich schmunzelnd seine Pfeife damit ansteckte. Als Ernst ohne Antwort auf sein Schreiben blieb und auch nicht die geringste Aenderung im Benehmen des Fürsten bemerkte, meldete er sich zur Abschiedsaudienz. Am folgenden Morgen erhielt er ein Schreiben von Herrn v. Scheinmann, welcher ihm zu wissen gab, daß der Fürst einen Jagdausflug unternommen habe und ihn deßhalb nicht empfangen könne...

* *

*

Wäre Ernst nur auf seinen eigenen Vortheil bedacht gewesen, so hätte er mit der größten Leichtigkeit durch den Fürsten eine gesicherte Stellung erringen können.

Aber dafür, daß er sich dem Fürsten uneigennützig hingab, mußte er büßen, denn die Welt glaubt nicht an Uneigennützigkeit und die Regel ist der Feind der Ausnahme.

Jede Kraft will sich äußern; bei edleren Naturen sucht sie das im Interesse des Gesammtwohls zu thun,

bei andern im eigenen Interesse, welches übrigens durch eine weise Leitung sehr wohl mit jenem in Einklang zu setzen ist.

Ein großes Unglück für Deutschland ist es, daß so viel Geist und Wissen in Kreisen, die keinen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Dinge haben, unnütz verbraucht wird, gleichsam in eigener Fülle erstickt, während doch an maßgebender Stelle kein Ueberfluß daran herrscht. Weise Regierungen müßten suchen, die treibenden Kräfte sich dienstbar zu machen, statt sie gegen sich zu kehren oder sie zu ignoriren.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Rückblicke und neue Anknüpfungen. — Ernst findet Arthur als seinen Chef wieder.

Es war kurz vor seiner Abreise von Paris, als ich Ernst dort zum letzten Mal sah. Ich war erstaunt über die Reife seines Geistes und die überzeugende Klarheit seines Urtheils, das sich mit dem gewinnendsten Aeußern, dem anspruchlosesten und liebenswürdigsten Charakter verband. Sein ganzes Wesen, wie sein Anzug war voll edler Einfachheit, so daß er auf den ersten Blick wenig Auffallendes hatte, aber immer mehr fesselte, je näher man ihn kennen lernte. Ich erinnere mich nicht, daß mir unter allen Berühmtheiten des Tages je ein Mann einen so bedeutenden und zugleich so wohlthuenden Eindruck gemacht habe, wie zu jener Zeit Ernst, dem es vom Schicksal nicht vergönnt war, einen berühmten Namen auf die Nachwelt zu bringen. Einen solchen Eindruck machte er

nicht blos mir, sondern allen selbständigen und urtheilsfähigen Männern, die ihm nahe kamen, so daß ihm Jeder eine glänzende Zukunft prophezeite. Nur der alte Legationssekretär schüttelte wehmüthig lächelnd das Haupt dazu und sagte: „Solche selbständige Köpfe machen in Deutschland keine Carrière; als bloße Werkzeuge Anderer taugen sie auf die Dauer nicht, oder nutzen sich ab, und an die Spitze der Geschäfte, wo ihr eigentlicher Platz wäre, gelangen sie nie bei uns." Da ich wußte, daß Ernst die Gewohnheit hatte, seine bedeutenderen Eindrücke und Beobachtungen niederzuschreiben, so bat ich ihn, mir einen Blick in seine Mappe zu gestatten, um solchergestalt die Lücke meines Wissens über ihn seit unserer Trennung auszufüllen. Trotz meiner sehr hohen Meinung von ihm, war ich doch ganz überrascht von dem großen Blicke und den feinen Bemerkungen, welche seine Aufzeichnungen charakterisirten.

Ich redete ihm lebhaft zu, einige Hefte davon der Oeffentlichkeit zu übergeben, da ich überzeugt war, daß sie viel neue Aufschlüsse über die wichtigsten Fragen der Zeit bieten und großes Aufsehen machen würden.

Er öffnete lächelnd seinen Pult, und reichte mir

eine kleine Broschüre daraus mit den Worten: „Hier, lieber Freund, siehst Du einen Theil Deines Wunsches erfüllt, aber ohne den günstigen Erfolg, welchen Du wohlmeinend dabei voraussetztest. Ich habe diese Blätter, welche das Wichtigste von dem enthalten, was Du gelesen, im vorigen Jahre auf dringendes Anrathen meines edlen Chefs zusammengestellt und anonym herausgegeben. Jeder deutsche Fürst und Minister hat durch die Fürsorge des Herrn v. Felsburg ein Exemplar erhalten, natürlich ohne mich als den Verfasser zu kennen, und ich habe bei der Gelegenheit keine andere Erfahrung gemacht als diese, daß es das undankbarste Geschäft auf Erden ist, die Wahrheit, die ungeschminkte Wahrheit zu schreiben. Jede Partei und jeder Parteiführer, sowie die meisten Machthaber wollen nur das hören, was ihrer Eitelkeit, ihrer eigenen Einsicht und ihrem persönlichen Interesse schmeichelt. Was darüber hinausgeht, ist vom Uebel für sie. Um die reine Wahrheit, als solche, ist es ihnen so wenig zu thun, daß sie das Auge davor verschließen würden, und wenn Gott selbst sie ihnen vom Himmel brächte. Nur was sie selbst wünschen und anstreben, gilt ihnen für das einzig Wahre und Wünschenswerthe. Wie die

Speisen des Leibes, lassen sie sich auch die Nahrung des Geistes nach ihrem Geschmacke zubereiten, und nicht blos die Gegenwart muß sich in ihren beschränkten Anschauungskreis fügen, sondern auch die Geschichte muß danach gefälscht und hineingezwängt werden, wenn sie ihnen mundgerecht sein soll. So sind nun einmal die Menschen, und es muß wohl seinen guten, wenn mir auch unbegreiflichen Grund haben, daß sie so sind, denn sonst würden sie anders sein. Die Einsicht wohnt selten bei der Macht, ohne welche sie doch ein kümmerliches Dasein fristet. Wo Beide einmal ausnahmsweise zusammengetroffen, da haben sie allezeit Großes gewirkt und neue Geschichtsepochen gegründet. Wo aber die Einsicht, getrennt von der Macht, sich äußerte, wurde sie, wie die Geschichte zeigt, fast immer als ein Verbrechen betrachtet und verfolgt.

* *

*

Von den politischen Dingen gingen wir zu Herzensangelegenheiten über, und hier konnte ich ihm Verschiedenes mittheilen, was er noch nicht wußte, und was ihn doch nahe berührte. Aus der Heirat Ida's

mit dem Baron Meersau war Nichts geworden, da Ida, gegen ihren Willen und ihre Neigung mit ihm verlobt, dem zwingenden Drängen ihrer Eltern nachgebend, welche ihr vorgestellt hatten, daß diese Verbindung das einzige Mittel sei, die Familie vor gänzlichem Ruin zu retten, im entscheidenden Momente sich doch nicht entschließen konnte, ihm die Hand zu reichen. Die ganze Würde des Weibes empörte sich in ihr bei dem Gedanken, für das Leben einem Manne anzugehören, der ihr in tiefster Seele verhaßt war und dem Liebe und Treue am Altare zu geloben ihr geradezu als ein Verbrechen erschien. Der dadurch erzeugte Umschwung der Verhältnisse ward Ursache einer unheilvollen Scene, in deren Folge Ida das väterliche Haus ganz verließ und Zuflucht bei einer Tante suchte und fand, deren Gut unsern Ernst's Heimatsstädtchen lag.

Durch Herrn v. Meersau, gegen welchen er große Geldverpflichtungen hatte, in die Enge getrieben, versuchte der fast der Verzweiflung nahe Graf zum letzten Mal sein Glück im Spiele, verlor alles Geld und gab sich noch an demselben Tage mit eigener Hand den Tod, indem er sich auf einem kleinen Kahne gegen Abend

bis in die Mitte des nahen Stromes hinausruderte und sein Grab in den Wellen suchte. Er hatte vorher seine Kleider ausgezogen und in den Kahn gelegt, um dem Nachrufe des Selbstmordes vorzubeugen und die Leute glauben zu machen, daß er beim Baden ertrunken sei.

* *

*

Seit meiner Abreise von Paris hatte ich Ernst nicht wieder gesehen und auch nichts weiter von ihm gehört. Ich machte zum Schluß der Eingangs dieser Erzählung erwähnten Ferienreise einen Abstecher zu seiner Mutter, um mich zu erkundigen, was während der langen Zeit unserer Trennung aus ihm geworden sei. Ich fand die wackere Frau so gebeugt, verändert und altersschwach, daß ich sie kaum wieder erkannte. Es that ihr unendlich wohl, in mir einen Jugendfreund ihres Ernst zu begrüßen, über den mit rührender Liebe zu sprechen sie nicht müde wurde. Sie gab mir alle seine Briefe zu lesen... auch den letzten... Doch ich will dem Gange der Erzählung nicht vorgreifen, und in der bisherigen schlichten, kurz berichtenden Weise fortfahren.

Es war den Bestrebungen des Baron v. Felsburg gelungen, Ernst in die diplomatische Carrière zu bringen und ihm eine Anstellung als „Attaché" bei der Gesandtschaft in der Hauptstadt eines deutschen Mittelstaats zu verschaffen, wo zu seiner nicht geringen Ueberraschung Graf Arthur v. Rauheim als Sekretär der Gesandtschaft sein nächster Vorgesetzter war, der zugleich interimistisch während eines längeren Urlaubs des Gesandten die Geschäfte zu verwalten hatte.

Arthur begrüßte den alten Spielkameraden mit einer kühlen Ungezwungenheit, als ob sie sich erst gestern verlassen hätten und seit ihrer Trennung gar Nichts vorgefallen wäre. Auf seinem Gesichte war auch nicht die geringste Spur von dem Unglücke zu sehen, das seine Familie heimgesucht hatte. Ebenso wenig schien er neugierig, zu wissen, wie es Ernst in der langen Zeit ihrer Trennung ergangen sei. Er sprach nur davon, daß das übermäßig theure Leben in Petersburg, wo er sonst viel Glück gemacht und sich sehr gefallen habe, die Ursache gewesen sei, um seine Versetzung zu bitten, zumal seine Tante, von deren Unterstützung er hauptsächlich lebte, mit jedem Jahre kärger werde, so daß er darauf bedacht sein

müsse, sich andere Zuschüsse zu verschaffen, indem sein Gehalt als Sekretär der Gesandtschaft nicht ausreiche, die Ansprüche seiner Stellung zu befriedigen.

Inzwischen fuhr Graf Arthur fort, auf so großem Fuße zu leben, als ob er fürstliche Einkünfte hätte. In seinem Stalle hielt er ein paar Reitpferde, welche die Bewunderung aller Kenner waren, seine Wohnung war mit fast übertriebenem Luxus eingerichtet und auch in seiner Toilette hatte er etwas Uebertriebenes, stolzierend Junkerhaftes. Es genügte ihm z. B. nicht die feinste Wäsche zu tragen, ihr Glanz mußte auch Jedem gleich in die Augen springen; deßhalb trug er die Westen vorn ungewöhnlich weit ausgeschnitten und sehr weite und kurze Rockärmel, so daß die ganze Brust und die halben Arme weithin weiß erschimmerten. Ebenso war das Futter seiner Röcke und Ueberzieher fast immer von auffallender Farbe. Uebrigens war er eine stattliche Erscheinung, wenn auch in dem männlich schönen Gesichte das Fleischliche über das Geistige vorherrschte. Wenn er seinen leichtschenkeligen Apfelschimmel über die Straßen courbetiren ließ, so waren unwillkürlich alle Augen auf ihn gerichtet; es sah aus, als ob ihn das feurige Thier jeden Augenblick ab-

werfen wollte, und es nur der überlegenen Kunst und Kraft des Reiters gelänge, sich im Sattel zu behaupten. Auch im Theater waren immer viele Damenlorgnetten auf ihn gerichtet, und er galt als einer der bevorzugtesten Männer der Gesellschaft.

Um die Geschäfte hatte er sich von jeher nicht viel bekümmert, und dieselben seit Ernst's Eintreffen diesem ganz überlassen, so daß er's mit gutem Gewissen nach ein paar Monaten wagen konnte, eine kleine Urlaubsreise anzutreten, zumal er wohl wußte, daß die politische Weltordnung in keiner Weise gestört worden wäre, wenn auch in der Stadt gar keine Gesandtschaft seines Hofes existirt hätte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Arthur's Verlobung mit Adelheid. — Sein verhängnissvolles Zerwürfniss mit Ernst.

Vierzehn Tage später erhielt Ernst aus der Hauptstadt einen unfrankirten Briefumschlag, worin eine große Karte lag mit der Verlobungsanzeige von Graf Arthur v. Rauheim mit Baronesse Adelheid v. Hirschsohn.

Er war wie aus den Wolken gefallen über diese Nachricht. Jetzt erst begriff er die günstigen Aeußerungen, welche er bei seinem letzten Besuche in der Hauptstadt von Herrn v. Hirschsohn über Arthur gehört. Er schloß daraus, daß die Einleitungen zu dieser Verlobung schon Jahre lang zurückreichten, daß aber allerlei Schwierigkeiten dazwischen getreten sein müßten, die er sich theilweise aus seinen eigenen Beziehungen zum Hirschsohn'schen Hause erklären konnte.

Kurze Zeit darauf kehrte Arthur, für seine Ver-

dienste um das Vaterland mit einem neuen Orden geziert, deren er schon mehrere hatte, auf seinen Posten zurück.

„Du wirst Dich gewundert haben über meine Verlobungsanzeige,“ sagte er.

„Im höchsten Grade,“ erwiderte Ernst, „die Nachricht war mir eine vollständige Ueberraschung. Jedenfalls kann ich Dir von Herzen glückwünschen zu der Wahl, welche Du getroffen hast. Wird die Vermählung bald stattfinden?“

„Nein, daran ist vorläufig noch nicht zu denken! Erst muß ich eine selbständige Stellung haben, worüber immerhin noch ein Jahr und noch mehr Zeit vergehen kann. Auch drängt es mich keineswegs zum Heiraten; ich möchte meine Freiheit noch möglichst lange genießen.“

Als Ernst bei diesen Worten sein Erstaunen nicht zurückhalten konnte, fuhr Arthur fort: „Du mußt nämlich wissen, daß es mit meiner Verlobungsgeschichte, deren Anfänge nicht erst von gestern datiren, eine eigene Bewandtniß hat. Meine Tante, welche mich ohnehin knapp genug hält, möchte mich gern ganz von der Tasche los sein. Meine Schulden sind mir längst

über den Kopf gewachsen, und mir fehlten nicht nur die Mittel, die alten zu bezahlen, sondern es fehlte mir auch die Möglichkeit neue zu machen, bis ich hierher versetzt wurde, wo ich als Neuling noch Credit habe. Ich mußte deßhalb bei den großen Bedürfnissen, welche aus meiner Stellung entspringen, zeitig daran denken, mir neue Finanzquellen zu eröffnen. Welcher Gedanke lag da näher, als eine reiche Frau zu heiraten? Anfangs hatte ich meine Blicke auf die Gräfin Schönheim, eine reizende Wittwe von ungeheurem Vermögen, gerichtet, und mir Adelheid nur als Reserve gesichert . . ."

„Was sagst Du?" fiel Ernst, vor Aufregung fast athemlos geworden, ein.

„Laß mich doch erst ausreden," hub Arthur wieder an, ein Ebenholzschränkchen öffnend und eine frische Cigarre herausnehmend, ohne Ernst's Aufregung zu bemerken. „Die Gräfin hatte mir unzweideutige Beweise ihrer Gunst gegeben, meine Tante begünstigte die Partie und Alles war im besten Zuge, als das böse Geschick in Gestalt einer hübschen Schauspielerin zwischen uns trat, mit welcher ich schon seit längerer Zeit ein Verhältniß unterhielt, wobei das Unglück

wollte, daß ich ihr in einer schwachen Stunde versprochen hatte, sie zu heiraten. Diese Person, mit welcher ich aus gewichtigen Gründen nicht gleich brechen konnte, wußte mich dergestalt bei der Gräfin und deren Verwandten anzuschwärzen, daß Alles wieder auseinander ging. Gleich darauf erfolgte der in seinen Ursachen etwas unklare Tod meines Vaters, wovon Du wohl gehört haben wirst, Familientrauer und allerlei Zerwürfnisse, kurz, meine Hoffnungen wurden zu Wasser. Zum Glück waren von der Geschichte, die ziemlich geheim blieb, nur dunkle Gerüchte zu Hirschsohn's Ohren gedrungen, Gerüchte, welche ich leicht zu meinen Gunsten deuten konnte, indem ich die guten Leute glauben machte, die Gräfin Schönheim habe es auf mich abgesehen gehabt, meine Leidenschaft für Adelheid habe mich aber von einer Verbindung mit der Gräfin abgehalten. Und merkwürdiger Weise wurde hiernach gerade Frau v. Hirschsohn, welche früher meine Absichten auf Adelheid wenig zu begünstigen schien, meine eifrigste Fürsprecherin. Ihr Gemahl versprach mir seine Zustimmung zu meiner Verbindung mit Adelheid zu geben, sobald ein Gesandtschaftsposten für mich nicht mehr in zu ferner Aussicht stünde. Es ist

mir gelungen, ihm anschaulich zu machen, daß dieser Zeitpunkt jetzt gekommen sei, und so willigte er endlich in unsere Verlobung, die ich selbst lieber noch hinausgeschoben hätte, wenn ich nicht in der schlimmsten Geldbedrängniß gewesen wäre. Seinem erklärten künftigen Schwiegersohn konnte er einen namhaften Vorschuß nicht gut abschlagen, und ich muß ihm nachrühmen, daß er mir eine respektable Summe angewiesen hat."

„Also heiratest Du Adelheid bloß des Geldes wegen?" fragte Ernst, ganz blaß geworden vor Aufregung.

„Ich weiß noch nicht, ob ich sie überhaupt heiraten werde," antwortete Arthur, seine ausgegangene Cigarre wieder anzündend, in einem Tone, als ob es sich um die gleichgiltigsten Dinge von der Welt handle; „vielleicht wirft mir das Schicksal eine bessere Partie in den Weg, da ich mich mit der Hochzeit nicht zu übereilen gedenke. Eine Verlobung läßt sich ja leicht rückgängig machen, und eine standesgemäße Verbindung würde ich jedenfalls vorziehen."

„Hast Du denn gar keine Ahnung," rief Ernst, der seine Entrüstung nicht länger unterdrücken konnte,

„daß solche Handlungsweise unerhört niederträchtig ist, nicht blos eines Mannes von Deinem Stande, sondern überhaupt jedes Mannes, der einigen Anspruch auf Ehre macht, unwürdig?“

„Ernst,“ entgegnete Arthur, von dem Gesagten auf's Höchste, wenn auch nur äußerlich betroffen und noch schwankend, wie er es deuten solle, „welche Sprache erlaubst Du Dir gegen mich?“

„Die Sprache der Wahrheit und Freundschaft! Du weißt, wie lange ich mit Adelheid befreundet bin, und welche Bande der Dankbarkeit mich an das Hirschsohn'sche Haus fesseln.“

„So hast Du wohl selbst auf Adelheid spekulirt, und Deine sittliche Entrüstung zielt darauf ab, mir den fetten Bissen vor dem Munde wegzuschnappen?“

„Ich weiß nicht, was ich schändlicher finden soll: Deine eigene Handlungsweise in Bezug auf Adelheid, oder die gemeinen Beweggründe, die Du meinen Aeußerungen unterschiebst.“

„Sind diese Worte ernst gemeint?“

„Ich pflege in solchen Angelegenheiten nicht zu scherzen.“

„Nun dann, Herr Bleibtreu,“ erwiderte Arthur,

sich stolz in die Brust werfend, „werde ich eine andere Sprache mit Ihnen reden. Sie selbst zwingen mich, die Rücksichten bei Seite zu setzen, welche ich bisher für Sie als für meinen einstigen Jugendgespielen und Musterknaben hatte, mit dem ich mich vertraulich dutzte, als ob er meines Gleichen wäre . . .“

„Der Himmel bewahre mich davor, Ihres Gleichen zu sein oder zu werden,“ rief Ernst in der höchsten Aufregung.

„Ich fordere Sie auf, Herr Bleibtreu, Alles, was Sie Ehrenrühriges gegen mich geäußert haben, zurückzunehmen und mich um Verzeihung zu bitten,“ sagte Arthur mit einer Ruhe, als ob der innere Mensch bei der Sache gar nicht betheiligt wäre.

„Wenn die Wahrheit der Verzeihung bedarf, so verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe.“

„Ich fordere Sie zum zweiten Male auf, Herr Bleibtreu, Ihre Worte zurückzunehmen.“

„Das kann ich nicht . . .“

„Ich fordere Sie zum dritten Male auf, Herr Bleibtreu, Ihre Worte zurückzunehmen und zu bedenken, daß ich ein Edelmann bin, der keine Beleidigung ungerügt lassen darf.“

„Wenn Sie ein Edelmann sind, der seinen Namen mit Ehren tragen will, so widerrufen Sie Ihr Benehmen gegen die Familie v. Hirschsohn, Herr Graf!"

„Sie werden weiter von mir hören, Herr Bleibtreu; ich bitte Sie, mich jetzt zu verlassen."

Ernst ging mit blutendem Herzen; er brachte einen unruhvollen Tag und eine fast schlaflose Nacht zu. Arthur dagegen ließ sich sein Diner vortrefflich schmecken, machte Nachmittags seinen gewöhnlichen Paraderitt, war Abends in der Oper, besuchte dann noch eine Gesellschaft und schlief bis spät in den Tag hinein. Gegen Mittag erschien bei Ernst der Lieutenant von Sporenfuß, der ihm eine Herausforderung Arthur's auf Pistolen brachte. Ernst ging ohne Weiteres auf die Bedingungen ein, welche der Cartellträger vorschlug; zwanzig Schritt Barrière mit gleichzeitigem Avanciren und Feuern. Das Duell sollte am nächsten Morgen um 7 Uhr in einem, etwa ½ Stunde von der Stadt gelegenen Walde stattfinden. Herr v. Sporenfuß benahm sich bei der Angelegenheit in so freundlicher und zuvorkommender Weise, als ob es sich um die Vorbereitungen zu einer Hochzeit handelte.

Ernst brachte den ganzen Tag mit Schreiben zu,

wobei er den unruhvollen Gefühlen, welche ihn bewegten, energischen Ausdruck gab, besonders in einem langen Brief an seine Mutter, worin er ihr sein ganzes Herz ausschüttete und sie in ergreifenden Worten um Verzeihung bat für den Fall, daß der verhängnißvolle Schritt, den er zu thun im Begriff war, ihm das Leben kosten sollte. „Ich müßte heucheln," schrieb er unter Anderm in dem Briefe, „wenn ich sagte, daß ich mit völliger Ruhe dem entscheidenden Moment entgegen sehe. Im Gegentheil bin ich über das Vorgefallene und das Bevorstehende auf das Schmerzlichste bewegt. Du kennst meine Ansichten über das Duell, Du weißt, daß ich es nicht für ein Gottesgericht, sondern für einen barbarischen Aberwitz halte, und meine Seele empört sich bei dem Gedanken, daß ich, trotz besserer Einsicht, mich den Gesetzen dieses Aberwitzes beugen muß. Mein einziger Trost dabei ist, daß ich nicht anders handeln konnte, als ich gehandelt habe, daß ich nicht bereuen kann, so zu Arthur geredet zu haben, wie ich gethan. Ich würde mich Zeit meines Lebens selbst verachtet haben, wenn ich die schmachvolle Handlungsweise Arthurs gegen eine Familie, der ich so großen Dank schuldig bin, schwei-

gend geduldet und dadurch gebilligt hätte. Ich fühle, daß ich um nichts anders gehandelt haben würde, selbst bei der Aussicht, bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden für meine Worte. Diese eiserne Nothwendigkeit meines Handelns ist der einzige Trost, der mich aufrecht erhält, denn es ist schwer für einen Menschen, der sich früh gewöhnt hat, das Leben ernst zu nehmen, alle seine Pläne, Hoffnungen und Wünsche jählings durch ein blindes Ungefähr durchkreuzt zu sehen. Doch was wäre alle Liebe und Freundschaft auf Erden, wenn sie sich nicht bewährte bis in den Tod! Du erhältst diese Zeilen nur im Fall meines Todes; sie sollen Dich nicht beunruhigen, sondern mich nur, wenn das Schicksal über mein Leben entschieden hat, vor Dir entschuldigen, indem sie Dir zeigen, daß ich mich nicht leichtsinnig in die Gefahr gestürzt habe. Gott segne Dich, meine liebe Mutter, wie meine beiden geliebten Schwestern; er tröste Dich, wenn ich nicht mehr bin, und lohne Dir tausendfach Alles, was Du Liebes an mir gethan. Schreibe der jungen Gräfin v. Rauheim, daß ich sie geliebt habe bis in den Tod, und daß ich diese glühende Liebe mit hinüber nehmen werde in jene Welt . . .“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ein Duell. — Ernst und Ida. — Schluss.

Um 10 Uhr Abends war Ernst mit der Ordnung aller seiner Angelegenheiten fertig. Zum Sekundanten hatte er sich einen zuverlässigen Freund erwählt, dem zugleich die Besorgung des Briefes an seine Mutter für den Fall seines Todes anvertraut war. Er gedachte, die Nacht über kein Auge zu schließen, um sich ernsten Betrachtungen zu überlassen; aber Geist und Körper waren erschöpft von den Anstrengungen der letzten Tage, und kaum hatte er sich niedergelegt, als sich seine Augen unwillkürlich schlossen. Er schlief fest bis 4 Uhr Morgens; dann kleidete er sich an, ließ sich seinen Kaffee bereiten und sein ganzes Leben schwand noch einmal wie im Traum an ihm vorüber.

Um 6 Uhr erschien sein Freund, um ihn abzuholen. Es war ein frischer, feuchter Herbstmorgen, in der

Nacht hatte es geregnet, und noch hing bleiernes Gewölk am Himmel, der sich indeß mehr und mehr aufhellte und einen schönen Tag verhieß. Die beiden Freunde fuhren, als sie die Stadt verlassen hatten, etwa 10 Minuten lang zwischen Gärten hin, in deren lebendigen Hecken Zaunkönige sangen, während aus den Bäumen, von dem Rasseln des Wagens aufgeschreckt, laut krächzend Raben aufflogen. Gleich darauf kamen sie auf einen Feldweg, der nach einem Viertelstündchen in den Wald einlenkte.

Hier stiegen sie aus, um den Rest des Weges zu Fuß zurückzulegen.

Ein leiser Morgenwind fuhr durch die Bäume hin, welche die aufgefangenen Reste des nächtlichen Regens von sich schüttelten, so daß Gesicht und Kleider dabei den frühen Wanderern kalt berieselt wurden. Sie kommen zu einer Lichtung, wo bei einem verlassenen Jägerhäuschen Arthur mit seinem Sekundanten und einem Wundarzte sie schon erwartete und mit kühler Höflichkeit begrüßte. „Haben Sie gefrühstückt?“ fragte der Wundarzt Ernst, und bemerkte, als dieser bejahend antwortete: „Das hätten Sie lieber nicht thun sollen.“

Ernst fühlte sich durch diese Worte etwas betroffen, doch war er im Ganzen jetzt, vor dem entscheidenden Momente, viel ruhiger, als er erwartet hatte. Die Morgensonne schimmerte durch die Bäume, und ihre Strahlen spiegelten sich auf tausend Blättern und Halmen ab, der Himmel erglänzte über der Lichtung in so wunderbarer Reinheit, und die Luft war weithin so durchsichtig, daß Auge und Herz sich unwillkürlich erquickt fühlten. Es kam Ernst bis zum letzten Augenblicke vor, als ob es eine baare Unmöglichkeit wäre, daß unter diesem sonnigen Himmel, in dieser festlich grünen Umgebung zwei vernunftbegabte Menschen, welche einen guten Theil ihrer Kindheit friedlich zusammen verlebt und sich als Jünglinge Freunde genannt hatten, zu Männern herangereift, plötzlich als Feinde einander gegenüber treten sollten zu dem Zwecke, sich gegenseitig zu morden oder zu verstümmeln.

Die Schritte wurden abgemessen, die Pistolen geladen und den Gegnern eingehändigt; Ernst trat scheinbar mit derselben Ruhe an wie Arthur, aber es war ihm unmöglich, auf das Herz des ehemaligen Freundes zu zielen. Im Moment des Feuerns richtete er unwillkürlich seine Pistole in die Luft und stürzte

gleich darauf von Arthur's Kugel mitten durch die Brust getroffen, auf den Rasen.

Der Arzt untersuchte die Wunde und schüttelte bedenklich den Kopf dabei.

„Ist die Wunde gefährlich?“ fragte Arthur hinzutretend.

„Ich fürchte,“ flüsterte ihm der Arzt entgegen.

„Das thut mir leid,“ sagte Arthur, sich über den Gefallenen beugend, der, ohne ein Wort zu sprechen, ihn mit einem Blicke der Versöhnung ansah.

Der Verwundete wurde mit großer Vorsicht in seine Wohnung gebracht und aus einer Consultation der vornehmsten Aerzte der Stadt ergab sich, daß Heilung möglich sei, wenn es gelänge, den Kranken in vollkommener Ruhe zu erhalten und hauptsächlich vor allem Sprechen zu bewahren. Er hatte große Schmerzen, das Wundfieber war sehr heftig, aber schon nach wenigen Tagen stellten sich Symptome der Besserung ein.

Eines Vormittags, als Ernst aus mehrstündlichem erquickenden Schlafe durch seine Schmerzen wieder geweckt wurde, war es ihm, als ob er im Nebenzimmer, welches durch eine Portière von seinem Schlafgemach

getrennt war, eine bekannte Stimme hörte, welche flüsterte: „Er schläft noch fest; ich werde meine Schuhe ausziehen, um jedes Geräusch zu vermeiden, so darf ich's wohl wagen, an sein Bett zu treten, um ihn zu sehen."

„Nun, in Gottes Namen," sagte die Wärterin leise, „aber Sie müssen es verantworten, ich darf eigentlich Niemand zu ihm lassen."

Ernst öffnete neugierig die Augen, um die auf den Zehen in's Zimmer gleitende, geheimnißvolle Gestalt zu sehen, welche in demselben Augenblick bemerkte, daß er nicht mehr schlief und zurückwollte. Doch die Blicke der Beiden waren sich schon begegnet, sie konnte nicht mehr zurück.

Er erhob matt seine Hand, winkte ihr und sprach: „Ida!"

Wie mit Geisterhänden gewaltsam zu ihm hingezogen, kniete sie nieder am Bette, bedeckte seine Hand mit Küssen, erhob sich dann wieder, beugte sich über ihn, streichelte seine Stirne und sagte mit einem Ausdruck unsäglicher Liebe: „Bleibe ruhig, mein Ernst, daß meine Nähe Dir nicht schade, ich verlasse Dich nicht mehr."

Bei diesen Worten verklärte sich sein Gesicht, als sei alle Seligkeit des Himmels über ihn gekommen. Sie drückte einen Kuß auf seine Stirn, kniete dann wieder nieder vor dem Bette, legte seine auf der Decke ausgestreckte Hand zwischen ihre feinen Händchen und sah in liebender Andacht zu ihm empor mit ihren tiefblauen, seelenvollen Augen, die mehr sagten, als alle Sprachen der Welt auszudrücken vermocht hätten.

„O, ich bin glücklich, stammelte er . . . ich sterbe einen schönen Tod."

„Sprich nicht," sagte sie leise, „es könnte Dir schaden . . . Du mußt noch lange leben, für mich leben . . ."

In diesem Augenblicke trat der Arzt herein, voll Unwillen, daß die Wärterin eine fremde Dame zu dem Kranken gelassen habe. Weder Ernst noch Ida, die ganz ineinander aufgegangen waren, bemerkten sein Eintreten. Er blieb wohl eine Minute bei der Portière stehen, und sein Unwille machte beim Anblick des holdseligen Geschöpfes, das an Ernst's Bette kniete, bald andern Empfindungen Platz. Er wischte sich die Thränen aus den Augen und wandte dabei den Kopf zur Seite, als ob er sich seiner Rührung schämte. Er

begriff, daß hier jeder Tadel und Vorwurf am unrechten Orte sein würde. Ein einziger Blick auf dies selige Paar hatte ihm Alles gesagt, was er zu wissen brauchte. Er war seit langen Jahren daran gewöhnt, Scenen des Unglücks und Leidens zu sehen, ohne äußerlich die Gefühle seines warmen Herzens zu offenbaren, aber er gestand noch später oft, daß er sich nie zugleich so erschüttert und erhoben gefühlt, wie in jenem Augenblicke. Er, der verständige, ernste, vielerfahrene Mann, der aller Sentimentalität fremd war, würde keinen Augenblick geschwankt haben, mit Ernst zu tauschen, wenn das möglich gewesen wäre. Er konnte die Augen von Ida nicht abwenden, es lag über die edle Gestalt eine Weihe und Verklärung ausgegossen, die Worte nicht zu schildern vermögen.

* *

*

Ernst lebte nur wenige Stunden. Die freudige Aufregung, welche ihm Ida's Erscheinen verursacht, war zu groß gewesen und hatte sein Ende beschleunigt. Sie wich bis zu seinem letzten Athemzuge nicht von seinem Lager und drückte ihm die Augen zu, der bis

zum Tode sein volles Bewußtsein behielt, und im Sterben noch die Worte hörte: „Ich werde Dir bald folgen."

Seine Mutter sollte er nicht mehr sehen. Sein Freund, dem er den letzten Brief anvertraut hatte mit den Worten: „Du wirst ihn nur in dem Fall absenden, daß mir ein Unglück widerfährt," hatte ihn nach der Heimkehr in die Stadt sofort zur Post geschickt. Allein Ernst's Mutter war selbst krank, als sie den verhängnißvollen Brief erhielt, dessen Inhalt ihr das Herz fast gebrochen hätte. Sie konnte ihr Lager nicht verlassen und ließ den Brief durch ihren Arzt an Ida besorgen, welche sich sofort auf den Weg machte, um Ernst lebendig oder todt noch einmal zu sehen.

Sie sollte ihn nicht lange überleben; ihr letzter Wunsch war, an seiner Seite begraben zu werden.

Arthur mußte in Folge des Duells seinen Posten verlassen und zur Strafe eine mehrjährige Haft antreten, aus welcher er jedoch schon nach verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit durch Begnadigung befreit wurde. Ein Jahr lang lebte er auf Urlaub in Paris, verheiratete sich mit einer reichen Engländerin, lebte mehrere Jahre als wohlangesehener Gesandter und wurde dann ein mächtiger Minister. Das Duell hatte

nur dazu gedient, ihn in den höheren Kreisen noch interessanter zu machen.

Im Hirschsohn'schen Hause wurde der frühe Tod Ernst's aufrichtig betrauert; doch war die dadurch geschlagene Wunde nicht so tief, als daß die Zeit sie nicht geheilt hätte. Adelheid vermählte sich mit einem reichen Geschäftsfreunde ihres Vaters, ist jetzt schon Mutter von fünf Kindern und lebt dem Anschein nach glücklich und zufrieden.

Auf die Gräfin Rauheim, welche schon seit Jahren kränkelte und zusammenschrumpfte, machte der Tod Ida's einen tieferen Eindruck, als man erwartet hatte. Sie starb ein halbes Jahr nach ihrer Tochter.

Auch der alte Baron Felsburg hat sich von seinen Leiden nicht wieder erholt. Der Tod seines jungen Freundes Ernst ging ihm so tief zu Herzen, als ob ihm ein theures Mitglied seiner Familie gestorben wäre. Doch hatte er vor seinem Tode noch die Freude, seinen eigenen, trefflichen Sohn, der ganz den Erwartungen des Vaters entsprach, zu einer ehrenvollen und einflußreichen Stellung im Staate gelangen zu sehen.

Druck von J. P. Himmer in Augsburg.













